



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Thoner Wochenchrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

26. Jahrgang. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich im Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit Extra-Beilagen und können durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Nr. 1.

Preis per Jahrgang \$1.50 postfrei.

October 1897.

Inhalt: Die religiös-politischen Verhältnisse in Ecuador seit Garcia Moreno. — Die Mission von Alaska. — Geschichte einer mongolischen Christengemeinde. — Nachrichten aus den Missionen: Palästina (Barmherzige Brüder); Syrien (Lehrerinnenexerzitien); Arabien (Tod eines Kapuziners); Korea (Politische Lage); China (Tientsin); Vorderindien (Erdbeben); Madagascar (Fortschritte); Mexico (Indianermission); Südamerika (Kirchenverfolgung in Ecuador); Aus verschiedenen Missionen. — Miscellen. — Für Missionszwecke. —

Beilage für die Jugend: Die Schiffbrüchigen.

Die religiös-politischen Verhältnisse Ecuadors seit Garcia Moreno.

(Von dem hochw. Herrn Franz Videnz, vormal's Pfarrer in Thone, Diocese Porto Viejo in Ecuador.)

Der Verfasser dieses kurzen Rückblickes, ein deutscher Landsmann aus Büren in Westfalen, ist einer jener Priester, die dem bekannten Bischof Schumacher in der religiösen Umgestaltung seiner Diocese Porto Viejo treulich zur Seite gestanden, bis die in den letzten drei Jahren durch den Usurpator Alfaro in Scene gesetzte Kirchenverfolgung auch ihn den Staub von den Füßen schütteln und ein neues Wirkungsfeld in den Vereinigten Staaten aufsuchen ließ. Ein zehnjähriger Aufenthalt in Ecuador, in Quito und an verschiedenen Punkten der Küste, setzte ihn in Stand, theils aus eigener Anschauung und Erfahrung, theils aus zuverlässigen Informationen sich ein Urtheil zu bilden. Der hochw. Herr macht zunächst einige sehr willkommene nähere Angaben über die Bevölkerungsverhältnisse der Republik.

1. Bevölkerungsgruppen.

Was zunächst die Bevölkerung Ecuadors angeht, so kann man drei Gruppen unterscheiden: die des fernen Ostens (del Oriente), dann diejenige der Cordilleren (del Interior), und schließlich die der Küste (de la costa).

Im fernen Osten wohnen echte Indianer, die von der Civilisation noch wenig berührt sind und daher alle ihre Gewohnheiten und ihre frühere Lebensweise beibehalten haben. Sie

leben von der Jagd zc., mit einem Worte, ganz nach Indianerart. Garcia Moreno soll angeordnet haben, daß die weiße Bevölkerung, speciell Kaufleute, mit ihnen keine Beziehungen anknüpfen durften. Nur den Missionären ließ er freie Hand und ernannte geistliche Herren (Ordensleute) zu Beamten (Gobernadores zc.). Eine sehr kluge Maßregel, die herrliche Früchte zu tragen begann. Es wirkten unter jenen Indianern besonders Jesuiten und Dominikaner, und wenn ich nicht irre, auch Franziskaner.

Dann kommt die Bevölkerung der Hochebene (del Interior). Diese besteht zunächst aus den Ureinwohnern (Indianern) und Weißen (den blancos). Erstere sind ganz herabgewürdigt und führen ein menschenunwürdiges Dasein. Dem Gesetze nach sind sie zwar frei, in der That sind sie aber wahre Sklaven. Sie müssen alle schweren Arbeiten, besonders diejenigen der Landwirtschaft, verrichten. Dafür bekommen sie Lohn — aber was für einen! — vielleicht 5 Cts. täglich, die man ihnen nur deshalb gibt, damit man doch sagen könne, man bezahle sie. Ist der Indianer etwas faul oder kommt er zu spät zur Arbeit zc., da gibt's Hiebe mit einer langen schrecklichen Lederpeitsche, wie wir vom Seminar zu Quito aus es oft aus nächster Nähe beobachten konnten.

Unter den Weißen sticht zunächst hervor die besitzende Klasse. Es gibt, oder besser, es gab da Gutsbesitzer, die selbst nicht wissen,

wie reich sie sind, die unzählige Stücke Vieh, wahrhaft immense Herden von Schafen, Rindern, Ochsen u. und große Scharen arbeitender Indianer (besser gesagt „Veibeigener“) haben.

Die Stadtbevölkerung besteht zumeist aus Kaufleuten; besonders stark ist auch der Advocaten- und Arztstand vertreten. Handwerker gibt es auch, aber verhältnismäßig wenige, und ihre Arbeiten können durchaus keinen Anspruch auf Feinheit machen.

Wer einigermaßen etwas vorstellen will, der studirt. Hat er sein Examen bestanden, so nennt er sich Doctor. So kommt es, daß es dort so viele Halbwisser gibt, die aber nachher beschäftigungslos umherlaufen müssen und — Politiker (was gleichbedeutend ist mit Stellenjäger) werden.

An der Küste schließlich blüht hauptsächlich der Handel, und die eigentliche Handelsmetropole war Guayaquil. Es gab dort sehr wohlhabende und einflußreiche Kaufleute und herrliche blühende Geschäfte. Die bedeutendsten Handelshäuser waren aber in Händen von Ausländern, darunter vielfach von Deutschen.

Ueber die übrige weiße Bevölkerung läßt sich dasselbe sagen, wie über die des Innern; auch an der Küste wimmelt es von jenen Halbstudirten, Halbwissern, Politikern, Stellenjägern und unruhigen Geistern. Nur ist das Handwerk besser vertreten, und da viele Europäer zu diesem Stande gehören, so wird schon etwas Ordentliches geleistet.

Die eigentliche Quelle des Reichthums für die am Fuße der Anden wohnende Bevölkerung ist aber die Landwirtschaft. Da gibt es prachtvolle Bauerngüter (haciendas — Farmen). Alles wächst in Hülle und Fülle: Mais, Reis, Kaffee, Chocolate, südlüche Früchte jeder Art, speciell Bananen, Apfelsinen und Ananas (piña).

Die haciendas sind in Händen von Leuten, die ganz unserem deutschen Bauernstande entsprechen. Es sind gutmüthige, behäbige, fleißige Leute von recht einfachen, patriarchalischen Sitten. Sie sind z. B. äußerst gastfreundlich. Viele von ihnen sind recht wohlhabend und könnten noch viel besser situiert sein, wenn nicht die ewigen Revolutionen alles ruinirten.

Leider ergeht's ihnen aber just wie unsern deutschen Bauern: der Wucherjude lauert (oft in Gestalt von guten Christen) wie die Spinne in ihrem Neze. Viele, viele einst wohlhabende Leute hat die Sucht jener Herren nach Reichthum vollständig ruinirt; sie haben Haus und Hof verloren und sind zu Tagelöhnern geworden. Da solch arme Leute sich häufig dem Trunke ergeben, kommen sie mit ihrem kärglichen Lohne meist nicht weit. Da ist aber der Jude gleich bereit; er leiht — er schießt eine gewisse Summe vor, und dann ist's um den Mann geschehen; er und seine Kinder kommen aus der Sklaverei niemals wieder heraus. Die Familie ist fortwährend am Abverdienen. Durch betrügerische Manipulationen weiß man die Schriftunkundigen aber zu überzeugen, daß die Schuld stets steigt. Der Gutsherr (patron) bezahlt die Gebühren für die Hochzeit (4—8 Pesos) — der Arme kann sein Lebenlang arbeiten, bis er sie abverdient. Verendet ein Thier, so hat er natürlich die Schuld gehabt und muß es bezahlen resp. abverdienen. Solche geplagte Menschen verrothen; daher die erschreckende Menge von Fällen der Trunkenheit, blutigen Kämpfen, Messeraffären, Mord und Todtschlag und andern Lastern.

2. Die politischen Parteien.

Die Präsidenten seit Garcia Moreno. In politischer Hinsicht unterscheidet man in Ecuador folgende Parteien: Conservative, ordnungsliebende, religiöse Leute; diese Partei könnte man beinahe die clerikale Partei nennen, mit der sie fast

identisch ist. Liberale, bestehend aus liberalen Katholiken, Progressisten, eine Partei, die unter Präsident Flores aufkam, und Radicale, Umstürzler, in Ecuador identisch mit der Partei der Freimaurer; zu dieser Partei gehört der jetzige sogen. Präsident Alfaro.

Zur Zeit Garcia Morenos hatten die Conservativen die Herrschaft in Händen, Moreno selbst war echt conservativ. Unter dem ihm zunächst folgenden Präsidenten Antonio Borrero (1875 bis 1876), einem ganz unfähigen Menschen, trat Verflachung der conservativen Ideen ein, und zwar ging's so schnell bergab, daß schon unter Veintemilla, der auf jenen Präsidenten folgte, die Liberalen das Heft in die Hände bekamen.

Ignacio Veintemilla (1878—1882) war ein General, der auf Befehl Garcia Morenos erschossen werden sollte, der aber so angesehen war, daß die einflußreichsten Persönlichkeiten, schließlich auch Morenos Mutter, um sein Leben baten. Garcia Moreno gab endlich nach. „Aber,“ sagte er, „ihr werdet es bereuen, — dieser Gnadenact wird dem Vaterlande Unheil bringen.“ Später erkannte man, wie richtig Garcia gesehen hatte; seine Prophezeiung ging nur zu bald in Erfüllung. Veintemilla war der Liebling der Soldaten. Durch einen Gewaltact riß er die Herrschaft an sich; durch sein Militär wußte er sich lange zu halten, bis er endlich durch eine neue, furchtbare Revolution, die durch die Einnahme von Guayaquil ihr Ende erreichte, gestürzt wurde. Er wird geschildert als ein echter Lebemann; er war prunkfüchtig und eitel. Stets nur ließ er sich sehen in glänzender, goldstrogender Uniform, und sogar das Geschirr seiner Pferde soll von Silber und stark vergoldeten Theilen gestrogt haben. Er war freundlich gegen jedermann, versprach jedem alles, um was er gebeten wurde, hielt aber — nichts.

Veintemilla schaffte die alte, gute, die katholische Sache schützende Constitution ab und setzte an deren Stelle eine neue — liberale.

Der Curiosität halber will ich hier noch die Nichte Veintemillas erwähnen. Sie hieß Marietta und war eine berufsmäßige Amazone. An allen Kämpfen nahm sie regen Antheil und soll stets in den ersten Reihen gefochten haben. Sie stand ebenfalls in hohem Ansehen bei den Soldaten und hatte großen Einfluß auf dieselben, besonders weil sie ihnen stets goldene Berge versprach, Raub und Plünderung autorisirte und bei dem Kampfe um Quito sie u. a. sogar auf gewisse Nonnenklöster aufmerksam gemacht haben soll. Eben jenen Schwestern verdankte sie bald darauf ihr Leben, da es ihr nach verlорener Schlacht durch deren Hilfe gelang, sich durch die Cloaken Quitos zu flüchten und zurückzuziehen.

Beide, sowohl Veintemilla als Marietta, leben noch, und man sprach eine Zeitlang davon, daß sie in der jetzigen Revolution wieder eine Rolle zu spielen gedächten.

Auf Veintemilla folgte Placido Caamaño (1883—1888). Er wird geschildert als ein sehr energischer Mann, war aber geldgierig und benutzte seine Stellung als Präsident hauptsächlich, um sich zu bereichern. Sein Verhältniß zur Kirche war leidlich.

Auf ihn folgte José Antonio Flores (1888—1892), ein alberner, eingebildeter Mensch, der dies u. a. dadurch bewies, daß er seinem Großvater (?) General Flores ein Denkmal errichten ließ und sofort neue Freimarken herausgab mit dem Bildniß desselben — General Flores.

Flores war zur Zeit seiner Wahl Gesandter in Rom und wußte sich durch den Katholicismus, den er dort ostentativ zur Schau trug, einzuschmeicheln.

Aber alles das war nur Heuchelei, und diese Maske trug er nur, um desto sicherer und umfangreicher seine Pläne ausführen

zu können. Kaum war er nämlich nach Ecuador zurückgekehrt und hatte sein Amt als Präsident übernommen, so ließ er öffentliche Petitionen um Abschaffung des kirchlichen Zehnten (diezmo) im ganzen Lande machen.

Rom gab nach, und von da datiren die Zwistigkeiten zwischen der ecuadorianischen Regierung und dem Episkopat. Mit widerlichem Synismus ordnete Flores, als das Decret hinsichtlich Abschaffung des Zehnten eingetroffen war, an, daß in allen Kathedralen Danktagungsmessen hierfür gehalten werden sollten. Die Kirche war beraubt und sollte noch Dank sagen! In Quito war man naiv genug, ihm zu willfahren; Bischof Schumacher jedoch hielt die Messe, aber nicht zur Danktagung, sondern, wie er in der Festrede bei jener Messe öffentlich erklärte, in der Meinung, daß Gott das Land und die Kirche vor den ihnen drohenden Gefahren schützen möge. Das machte gewaltigen Eindruck bei der Regierung, und seit der Zeit war Bischof Schumacher ihr ein Dorn im Auge. Man versuchte bald darauf, seine Absetzung in Rom zu erreichen, aber vergebens.

Kurz, Flores ist der Gründer der neuen Partei der Progressisten; er leitete das Staatsschiff bewußtweise und planmäßig in die neue kirchenfeindliche Richtung und muß als zum großen Theil verantwortlich betrachtet werden für die dann folgenden und die nunmehrigen Wirren.

Auf Flores folgte Louis Cordero (1892 bis 1895), ein Mann von hochtrabenden Ideen und ein guter

Schwärzer. Er hat einen Namen als Dichter! Als Präsident war er vollständig unfähig und ein willenloses Werkzeug seiner Gönner, nämlich Caamaño und seines Anhangs, denen er seine Stellung verdankte. Sowohl Flores nämlich als Cordero waren bei den Wahlen die Candidaten der Regierung und wurden einfach durchgepreßt.

Caamaño, Flores und Cordero sollen, so sagte man, ein Abkommen getroffen haben, sich gegenseitig zu unterstützen und der Reihe nach sich wieder zum Präsidentenstuhl zu verhelfen. Auf Cordero würde, wenn alles nach diesem Plane gegangen wäre, wieder Caamaño gefolgt sein, dann Flores u. Man nannte das die Argolla (Ring). Natürlich bildete sich bald von selbst eine mächtige Gegenpartei, in der Absicht, diesen Ring zu stürzen.

¹ Die Bilder zu diesem Aufsatz sind der in Bälde erscheinenden vierten Auflage des Werkes „Nach Ecuador“ von P. Joseph Kolberg S. J., Verlag von Herder in Freiburg, entnommen. — Das Buch enthält über das eigenartige Land viele interessante Aufschlüsse, die größtentheils auf eigene Anschauung sich stützen.

3. Die religiösen Zustände.

Hier muß ich abbrechen, um zunächst von den religiösen Zuständen des Landes zu reden.

Die katholische Religion war bisher die Landesreligion. Andersgläubige waren geduldet, aber Cultusfreiheit bestand nicht.

In Ecuador gibt es eine Erzdiocese: Quito, und sechs Diocesen: Ibarra, Riobamba, Loja, Cuenca, Guayaquil und Porto Viejo.

Erzbischof der Diocese Quito war zur Zeit Garcia Morenos Checa. Derselbe starb eines gewaltigen Todes. Er wurde zur Zeit des Präsidenten Veintemilla am heiligen Karfreitag bei Gelegenheit der kirchlichen Functionen vergiftet, angeblich weil er einen Hirtenbrief, dessen Spitze gegen den „Liberalismus“ gerichtet war, zurückzunehmen sich entschieden weigerte. Damals gab's eine

Art Culturkampf. Unter andern mußte der damalige Generalvicar von Quito, heute Bischof Andrade von Riobamba, der gerade jetzt wieder in der Gefangenschaft schmachtet, flüchten und sich monatelang in den Wäldern versteckt halten, wobei ihm der damalige Seminardirector, jetzige Bischof Schumacher von Porto Viejo, sowie gute, treue Indianer werthvolle Dienste leisteten.

Auf Checa folgte Erzbischof José Ignacio Ordoñez, ein guter, gerechter, würdiger Bischof, dem man allerdings nachsagt, daß er etwas starrköpfig gewesen sei. Er starb unter



Bürgermiliz aus Manabí¹. (S. 6.)

Präsident Flores, hauptsächlich aus Kummer über die unwürdige Rolle, die dieser ihm gegenüber spielte.

Der jetzige Erzbischof von Quito und Nachfolger von Ordoñez ist Ignacio Gonzalez. Seiner Güte gelang es nicht, den Sturm zu beschwören. Als die Feinde der Kirche sozusagen schon vor den Thoren Quitos standen, schrieb er einen herrlichen Hirtenbrief gegen den Radicalismus, das Volk vor Alfaro warnend. Schwer hat er hierfür büßen müssen. Die Rote der Anhänger Alfaro drang nach der Einnahme Quitos in seinen Palast, und es fehlte wenig, so wäre er auf der Stelle ermordet worden. Den Doldz bereits auf der Brust, fand er, die Habgier der Rote, die sein Haus durchsuchte, benutzend, noch eben Zeit, durch eine Hinterthür zu entflüpfen, sich zunächst unter den Schutz eines Consuls zu begeben und später in die Wälder zu flüchten.

Von den übrigen Bischöfen verdienen Erwähnung Bischof Macias von Loja, ein sehr frommer, dem Franziskanerorden angehöriger Mann. Er verdient die Bezeichnung: Kämpfer der

Wahrheit, treuer Ritter, Wächter auf der Warte. Dann Bischof Andrade, von dem ich bereits oben sprach, und Bischof Schumacher.

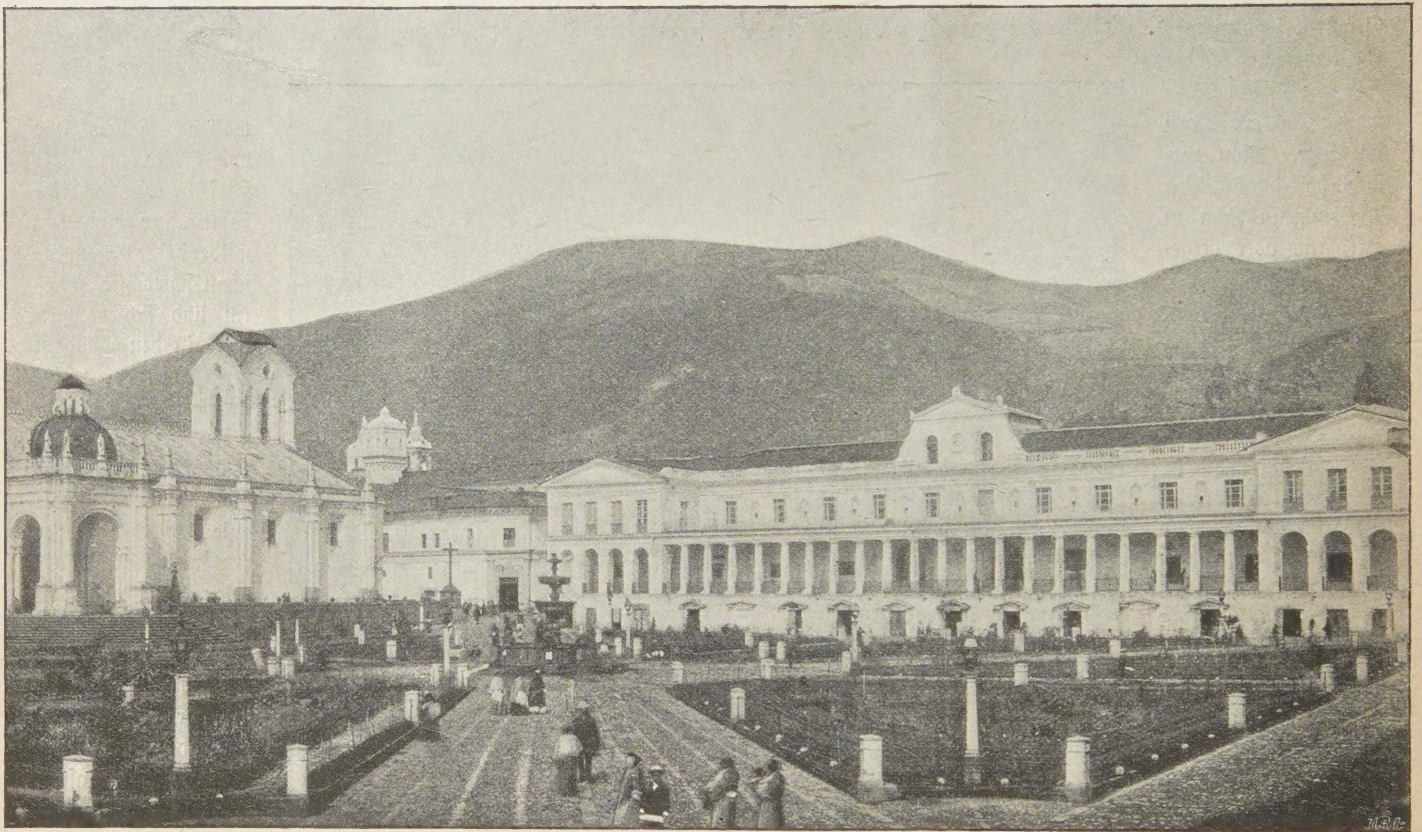
Bischof Schumacher ist, wie der Name besagt, ein Deutscher; er gehört dem Lazaristenorden an, war zunächst in Frankreich, dann lange Jahre in Chile und endlich als Director des Priesterseminars in Quito thätig. Als solcher wurde er zum Bischof von Manabí erwählt.

Er ist ein echter deutscher Bekennerbischof aus der Kulturkampfszeit, treu und fest, und wenn man ihm etwas nachsagen könnte, so wäre es höchstens, daß er in seinem Eifer für die Religion sich vielleicht ab und zu zu weit fortreißen ließ. Seine Priester haben ihm nach seiner Flucht aus Ecuador das schöne

Zeugniß ausgestellt: Er könne ähnlich wie Papst Gregor VII. sagen: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, die Ungerechtigkeit gehaßt; deshalb weile ich in der Verbannung.“ Allem Anscheine nach wird auch das morior in exilio („sterbe ich in der Verbannung“) sich noch bewahrheiten.

Ein Gegenstück zu diesen Bischöfen ist der jetzige Bischof Gonzalez von Ibarra. Er hat sich durch seine *Historia ecclesiastica del Ecuador* einen zweifelhaften Ruf erworben und ist der ecuadorianischen Regierung gegenüber im eigentlichen Sinne „Opportunist“.

Nun ein paar Worte über den ecuadorianischen Clerus. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß der Clerus von Südamerika und auch der von Ecuador bei seinen Collegen im Auslande



Plaza mayor mit Kathedrale und Regierungspalast in Quito. (S. 6.)

nicht im besten Rufe steht. Man fällt über ihn theilweise ein sehr hartes, scharfes Urtheil. Man glaubt, er sei ignorant, träge, weltlich gesinnt und sogar zum größten Theil — lasterhaft. Ich muß sagen, daß das in betreff des jetzigen ecuadorianischen Clerus ein vollständig unbegründetes, ja ganz ungerechtes Urtheil ist.

Es mag zugegeben werden, daß früher vieles faul war und der Clerus manches zu wünschen übrig ließ; aber seit Garcia Moreno, und größtentheils durch seine Bemühungen resp. seine Vermittlung, ist darin ein fast vollständiger Wandel geschaffen.

Es gibt jetzt ausgezeichnete Priesterseminare daselbst, und der Clerus, der in den letzten 20 Jahren aus ihnen hervorging, verdient das allerbeste Zeugniß; er kann sich seinen Collegen im Auslande würdig zur Seite stellen.

Die Zöglinge jener Seminarien werden zu tüchtigen, in allen Zweigen des theologischen Wissens wohl beschlagenen, frommen

und seeleneifrigen Priestern herangebildet, und die Erfahrung hat glänzend bestätigt, daß das, was sie in den Seminarien gelernt, ihnen in Fleisch und Blut übergegangen, ihnen ins Herz gedrungen ist. Das haben jene Priester besonders unter dem jetzigen kirchenseindlichen Regiment durch ihre Treue, ihr unerschütterliches Festhalten am Glauben, ihr muthiges Auftreten für Glauben und Sitte und durch die großen persönlichen Opfer, die sie zu dem Zwecke bringen mußten, bewiesen. Viele von ihnen sind ins Gefängniß gewandert; andere haben alles, Hab und Gut, ja nicht wenige sogar ihr Leben der Sache des Glaubens geopfert.

Unter den priesterlichen Märtyrern Ecuadors verdient besondere Erwähnung der Padre Matorrelli, ein Mann, der sich durch glühende Liebe zu seiner Religion auszeichnete, der in ganz Ecuador berühmt war wegen seiner ausgezeichneten schriftstellerischen Arbeiten, und der sich den Haß der Kirchenfeinde besonders durch sein muthiges

Auftreten für die Sache des Glaubens als Mitglied des Congresses zuzog. Er war eine Art Mallinckrodt Ecuadors. Als die Alfariisten ihn erwischten, hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als — ihn zu ermorden.

Daß auch unter den Laien der Glaube nicht erstorben ist und noch viele schöne Früchte trägt, zeigt unter anderem das Verhalten des Redacteurs Bivar. Nicht zufrieden damit, die Kirchenfeinde mit der Feder zu bekämpfen, zog er persönlich in den Kampf hinaus; er wurde gefangen genommen und des Landes verwiesen. Bald sah man ihn jedoch zum zweitenmal in den Reihen der Kämpfer, und zum zweitenmal wurde er gefangen genommen. Da kannte die Wuth seiner Feinde keine Grenze mehr; er wurde förmlich der Tortur unterworfen. Zuerst schlug man ihm die Finger ab, mit denen er so viel Gutes geschrieben; dann miß-

handelte man ihn auf scheußliche Weise, und endlich jagte man ihm eine Salve Kugeln in den Leib. Alles das geschah im Dunkel der Nacht. Ehe die Sonne aufging, war er eine Leiche — heimlich, ohne daß ihm gestattet wurde, den Trost der Sacramente zu empfangen, ohne Urtheilspruch ward er hingemordet, und das von Beamten des jetzigen Usurpators! (Vgl. Jahrgang 1896, S. 235 ff.)

Andererseits ist es leider auch wahr, daß vieles faul ist im Katholicismus von Ecuador. Die Hauptfehler der Katholiken sind Lauheit und Indifferentismus, besonders unter den Halbgebildeten. Aber was kann man anderes erwarten von einem Volk, das so lange Jahre hindurch gänzlich vernachlässigt war und bei dem der große Priesterangel (mit Ausnahme der Hochebene) sich so sehr fühlbar macht?



Ansicht von Guayaquil. (S. 6.)

Die Indianer und das gewöhnliche Volk (mit Ausnahme des städtischen Pöbels) zeigen fast durchweg sehr guten Willen in Sachen der Religion.

4. Die Revolution.

Die große Revolution unter Veintemilla habe ich oben bereits erwähnt; ich will hier nur noch bemerken, daß bei der Einnahme Guayaquils Alfaro thätigen Antheil nahm und hierfür zum General befördert wurde. Bald darauf ward er aus Ecuador verbannt und war seitdem stets die Seele aller revolutionären Umtriebe gegen sein Vaterland. Unter Caamaño versuchte er verschiedentlich, die Herrschaft an sich zu reißen, wurde aber stets aufs Haupt geschlagen.

Unter letzterem Präsidenten fanden häufig Unruhen statt, aber von untergeordneter Bedeutung. — Man wollte wissen, daß Caamaño mit Alfaro ein Uebereinkommen getroffen; jener sollte das

Land in stäter Aufregung halten, damit Caamaño als Sieger desto mehr das Vertrauen des Volkes gewinne und seiner Stellung desto sicherer sei.

Die letzte große Revolution bereitete sich, wie ich bereits andeutete, von lange her vor. Flores fing an, das Land den Freimaurern in die Hände zu liefern, indem er allmählich die meisten und wichtigsten Beamtenstellen an schlechte Katholiken und Mitglieder geheimer Gesellschaften vergab. Cordero setzte dieses Geschäft — wohl aus Eigennutz — fort; er trat genau in die Fußstapfen seines Vorgängers Flores, und es dauerte nicht lange, da waren alle wichtigen Posten in Händen von Leuten, die der Kirche gegenüber nichts weniger als freundlich gesinnt waren. — Die Aussaat war vollendet und sollte bald die schrecklichsten Früchte zeitigen.

Anlaß dazu gab die Affäre mit dem chilenischen Dampfer „Esmeraldas“ (vgl. vor. Jahrg. S. 235). Dieselbe war den

Feinden der Argolla eine willkommene Gelegenheit, die Partei Caamaño-Flores-Cordero zu stürzen. Die Conservativen dachten wieder ans Ruder zu kommen, besonders aber hofften dies die Freimaurer, die Radicalet. Unflugerweise waren die Gutgesinnten (Conservativen, Ponce und Ribadeneira an der Spitze) thöricht genug, sich mit den Radicalet zu verbünden, um die Argolla zu stürzen.

Die Revolution begann mit Unruhen in Quito. Eine Kaserne sollte gestürmt werden. Der Plan schlug aber fehl. Laut Uebereinkommen sollten nun die Conservativen den Norden Ecuadors beunruhigen, während gleichzeitig die Radicalet die Küste zu bedrohen hatten. In der That begann seit jenem Zeitpunkt die Revolution mit zeitweiligen kleinen Scharmühelet in Manabi, sowie an der Grenze von Columbia und andern Provinzen.

Da griffen die gottlosen Zeitungen von Guayaquil ein; sie erklärten in täglichen Artikeln, daß die Schmach, die dem Vaterlande durch jenen schimpflichen Handel angethan sei, so groß sei, daß nur Blut sie abwaschen könne; Cordero müsse herunter vom Throne, und an seiner Stelle solle man den „mafellosen“ Alfaro zum Präsidenten machen.

Bischof Schumacher aber und viele vom Clerus, voraussehend, daß es zu grauenhafter Verfolgung der Religion kommen würde, warnten das Volk und traten jenen Zeitungen entgegen; sie riethen pflichtgemäß zur Mäßigung und gesetzlichen Ordnung der Verhältnisse, eventuell gesetzlichen Bestrafung u. d. der Schuldigen. So wurde der Clerus in jene Angelegenheit verwickelt, und gegen Bischof Schumacher und seine Geistlichen richteten sich seitdem hauptsächlich die Angriffe der Hefpresse von Guayaquil.

Noch war aber das Heer gut, bis plötzlich die Besatzung von Guayaquil, deren maßgebende Persönlichkeiten bestochen waren, die Waffen von sich warf, die dann der Pöbel an sich nahm. Darauf erklärte sich Guayaquil für Alfaro. Der Regierungsdampfer „Cotopaxi“ ging, von der Verbindung mit dem Innern abgeschnitten, ebenfalls zu den Revolutionären über, und nun suchte man die Besatzung der Provinz Manabi, die in Porto Viejo war, zu überreden, das gleiche zu thun. Sie blieb aber fest und treu. Zum Schein bat sie sich drei Tage Ueberlegungszeit aus, aber nur, um ihren Rückzug durch den Urwald nach Quito vorzubereiten. Der von den Revolutionären schon oft vorher mit dem Tode bedrohte Bischof Schumacher sowie einige Mitglieder seines Clerus stellten sich unter den Schutz dieser Truppe und schlossen sich ihr an, und alle — etwa 350—400 Mann — gelangten nach heftigen Gefechten mit den Revolutionären Manabis, die ihnen den Rückzug zu verlegen suchten, sowie nach unbeschreiblichen Strapazen — nachdem sie 30 Tage lang Hunger und Durst, Hitze und Regen und die Beschwerden einer Reise durch den weg- und steglosen Urwald ausgesetzt gewesen — wohlbehalten in Quito an. Dortselbst wurden sie als Helden behandelt und im Triumph empfangen. Selbstverständlich nahmen der Bischof und dessen Priester durchaus keinen Antheil an den Kämpfen, wie von den schlechten Zeitungen Guayaquils verleumderischerweise behauptet wurde.

Dieser heldenmüthige Rückzug jener Getreuen belebte den schon gesunkenen Muth der Bewohner des Innern: man beschloß, energischen Widerstand zu leisten und den Kampf mit den Anhängern Alfaros aufzunehmen.

Ein Heer wurde ins Feld gesandt unter General Sarrarti. Halbwegs zwischen Guayaquil und Quito (in der Nähe von Bombamba) kam es zur Schlacht; aber die Conservativen verloren und zogen sich in wilder Flucht auf Quito zurück. Jetzt wurde jede Hoffnung auf Erfolg aufgegeben, und alles überließ sich der Verzweiflung. Bischof Schumacher und viele andere Bedrohte aus dem Clerus benutzten diesen Wirrwarr, um nach Colombia zu entfliehen. — Viele von denen, die blieben, hatten dies bald darauf bitter zu bereuen.

Alfaro aber zog nach einiger Zeit triumphirend in Quito ein und herrscht seitdem daselbst als Dictator im Regierungspalaste.

Wer ist nun dieser Alfaro? Ein elender, ganz ungebildeter Mensch, ein Halbindianer (jogen. Cholo), dessen ganze Macht darin besteht, daß er sich dazu hergegeben hat, das Werkzeug der Anticlerikalen, Kirchenfeinde und Freimaurer zu sein, und der nun deren Pläne in Ecuador ins Werk setzt. Er führte sich in Guayaquil ein mit den Worten: „Ich bin gekommen, die Theokratie abzuschaffen.“ Nun, daß er es damit ernst meint, das beweisen die Ereignisse des letzten Jahres. Die katholische Religion ist in Ecuador jetzt vollständig geseuchtet; ihre Priester sind theils ermordet, theils ins Gefängniß geworfen oder des Landes verwiesen, oder aber man duldet sie, solange sie vollständig den Mund halten und nach der Pseife der Kirchenfeinde tanzen.

Die Edelsten unter den Katholiken haben das Schicksal ihrer Priester getheilt: ihre Güter sind confiscirt und ihr Leben ist bedroht; sie irren theilweise, als vogelfrei erklärt, in den Wäldern umher oder halten sich sonstwie versteckt, oder aber sie sind ins Ausland ausgewandert.

Statt der Priester, die man dem Volke genommen, hat man protestantische Missionäre, Methodisten und Mitglieder der Heilsarmee herangezogen.

Als im Lande wieder einigermaßen Ruhe eingetreten war, berief Alfaro den Congreß nach Guayaquil und ließ zuerst sich selbst wählen; dann wurde die Constitution Garcia Morenos abgeschafft und die von Veintemilla als gültig erklärt, dabei der Artikel, „daß die katholische Religion die Landesreligion sei“, gestrichen und Cultusfreiheit eingeführt.

Aber die Strafe Gottes blieb nicht aus. Durch eine entsetzliche Brandkatastrophe wurde fast ganz Guayaquil eingeäschert und zwei von den Senatoren, die jenes Conciliabulum zu Guayaquil gehalten, starben urplötzlich am gelben Fieber.

Doch die heillosen Zustände dauern fort — voraussichtlich allerdings nicht mehr lange; denn dank der entsetzlichen Mißwirtschaft unter der Sipperschaft Alfaros ist das ganze Land in dieser kurzen Zeit total verarmt und so sehr verschuldet, daß die Bankiers von Guayaquil sich weigerten, dem Herrn Alfaro weiterhin noch irgendwie Geld vorzustrecken.

Gott erbarme sich des unglücklichen Landes und schenke ihm recht bald einen zweiten Garcia Moreno.

Die Mission von Alaska.

Nachdem wir in den vorigen Jahrgängen (1895, S. 121 ff. und 1896, S. 193 ff.) das kalte Nordland, sein eigenartiges, halbartisches Klima und sein Volk geschildert, wollen wir nunmehr die Entwicklung der Mission von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart wenigstens in ihren Hauptzügen uns vorführen.

1. Gründung und Bluttauf.

Gleich nach der amerikanischen Erwerbung von Alaska entschloß sich der hochw. Herr Karl Seghers, damals noch ein einfacher Weltpriester der Diocese Vancouver-Insel, als erster katholischer Missionär in das ungeheure, bis dahin fast unbekannte Land vorzudringen. Wiederholt stellte er an seinen Bischof, Mgr. M. Demers, zu dessen Sprengel Alaska gehörte, die dringende Bitte, ihn ziehen zu lassen. Dieser aber, der die schwächliche Gesundheit des jungen seeleneifrigen Flamländers kannte und die tüchtige geistige Kraft nicht gerne verlor, schlug es ihm rundweg ab. Vielmehr nahm er Herrn Seghers als Theologen mit sich auf das Vaticanische Concil und machte ihn nach seiner Rückkehr zum bischöflichen Secretär und Generalvicar. Später wurde er Mgr. Demers' Nachfolger. Kaum hatte nun Mgr. Seghers als zweiter Bischof von Vancouver selbst den Hirtenstab ergriffen und die Angelegenheiten seiner Diocese geordnet, als er gleich wieder seine Augen nach Alaska wandte und den kühnen Plan faßte, von einem einzigen Priester, dem hochw. Herrn Mandart, begleitet, diesen verlassensten Theil seiner Herde zu besuchen. 1877 trat er seine erste berühmte Fahrt an, die er selbst meisterhaft beschrieb. Von Fort St. Michael im Norton Sund an der Westküste Alaskas drang er zuerst in der Barke eines Wilden nordwärts nach Unalakleet, von dort unter Führung zweier Eskimos 80 Meilen landeinwärts an den Yukon vor. Ein Pelzhändler nahm ihn in seiner Barke bis nach Nulato, dem wichtigsten Handelsposten im untern Stromgebiet. Hier überwinterte Seghers, lernte mit Feuereifer die schwierige Sprache und begann sofort mit dem Unterricht der armen Wilden. Im März spannte er seinen Hundeschlitten an und gelangte unter harten Entbehrungen und Abenteuern aller Art flussaufwärts bis nach Naklufajet, im Herzen Alaskas.

Der nächste Zweck dieser ersten Reise, Land und Leute und die Bedingungen des neuen Missionswerkes kennen zu lernen, war erreicht. Voller Hoffnungen und Pläne für die Zukunft kehrte der eifrige Bischof über Fort St. Michael nach St. Francisco zurück. Hier traf ihn die Kunde seiner Veretzung als Coadjutor des Erzbischofs von Oregon City, zu dessen Nachfolger er auferhoben war. Diese Beförderung (10. December 1878) war ihm überaus schmerzlich, da sie seine schönen Pläne für Alaska durchkreuzte. Indes vergaß er auch als Erzbischof (seit 20. December 1880) das arme Nordland nicht. Als ihn 1884 seine Komreise in die heilige Stadt führte, bat er die Propaganda dringend, ihn seines Erzbisthums zu entheben und nach dem kleinen Vancouver zurückzusetzen. Natürlich wurde der Vorschlag nicht angenommen. Da wandte sich der Erzbischof direct an Leo XIII., warf sich vor ihm auf die Kniee und beschwor ihn unter Thränen, ihn seiner geliebten Mission zurückzugeben. „Ich stehe nicht auf, bis Eure Heiligkeit mir erlaubt, nach Vancouver und Alaska zurückzukehren.“ Gerührt hob der Papst ihn auf: „Wohlan, mein Sohn, gehe, Gott und des Papstes Segen seien mit dir.“ Dieser schöne Zug der Demuth und apostolischer Uneigennützigkeit, die das Doppelkreuz des Erz-

bischofs abgab, um wieder ein Apostel der ärmsten Eskimos zu werden, machte mit Recht großes Aufsehen. Doch wollte der Heilige Vater, daß seinem theuren Sohne die erzbischöfliche Würde und das Pallium verblieben. Freudig kehrte Mgr. Seghers nach Amerika zurück. Er hatte inzwischen vom General der Jesuiten wenigstens bedingungsweise die Zusage erhalten, man werde ihm für die neue Mission einige Patres aus der Mission im Felsengebirge überlassen. Der Italiener P. B. Tosi, der spätere Apostol. Präfect von Alaska, und der Franzose P. Robaut waren die Erwählten. Bereits im Juni 1886 trat der Bischof mit ihnen seine zweite Reise nach Alaska an, die ein so schmerzliches Ende nehmen sollte. Der Weg führte diesmal von Victoria, der Hauptstadt Vancouver's, zunächst nach dem noch diesseits der Bering-See liegenden Südostrich von Alaska und von dort den weiten, beschwerlichen Landweg durch den Nordwesten von Britisch Nordamerika bis an den Oberlauf des Yukon (siehe Beschreibung dieser Fahrt Jahrg. 1888, S. 111 f. 134). An der Einmündung des Stuart River in den Yukon, wo man bereits zahlreiche Indianer antraf, beschloß man zu überwintern. Allein den von Seeleneifer brennenden Bischof trieb es trotz der späten Jahreszeit (September) noch weiter. Ungeachtet der Abmahnung der Missionäre unternahm er in Begleitung eines halbverrückten, leidenschaftlichen Menschen Namens Fuller die Fahrt den Yukon abwärts. Man weiß, wie unsäglich traurig sie endete. Der Bischof fiel, von Fuller meuchlings erschossen, als erstes Opfer der jungen Mission, die so im Blute ihres heldenmüthigen Apostels getauft ward (vgl. Jahrg. 1888, S. 94 ff.). Inzwischen überwinterten die Missionäre ahnungslos in ihren improvisirten Hütten bei einer furchtbaren Kälte, die in diesem Jahre das Maximum von -58° C. erreichte, lernten die Sprache und taufte einige sterbende Kinder und Erwachsene. Am 20. Mai begann das Eis auf dem Yukon zu thauen, und am 25. bestiegen die beiden Missionäre den Kahn, um Mgr. Seghers aufzusuchen. Als sie 400 Meilen gemacht, traf sie plötzlich die Schreckenskunde von der Ermordung des Bischofs. Sie wollten das Schreckliche anfangs nicht glauben; aber am folgenden Tage kamen zwei Wilde, die in der Begleitung des Bischofs gewesen, und bestätigten die Thatfache. Fuller hatte im Einverständniß mit einem englischen Minenarbeiter, Namens Walker, gehandelt, einem Mann aus guter protestantischer Familie, der aber wegen seiner Laster verstoßen worden war, und der nun, voll Haß und Unmuth darüber, daß ein katholischer Bischof die Jesuiten ins Land gebracht, den halb unzurechnungsfähigen Mörder zur That ermuntert hatte. Der Schmerz der Missionäre war grenzenlos, ihre Lage jammervoll. Ganz allein in dieser unermeßlichen, unbekannten Wildniß, waren sie ohne alle Mittel, ohne Nachricht und Verbindung mit der civilisirten Welt. Dazu kam, daß der Mörder auch den Missionären den Tod geschworen hatte und sie an der Abreise nach St. Francisco hindern wollte. Der anglikanische Prediger Parke verbreitete seinerseits die wahnsinnige Verleumdung, die Jesuiten hätten den Erzbischof ermordet. Trotzdem verlor der energische P. Tosi den Muth nicht. Er beschloß, mit der nächsten Gelegenheit allein nach St. Francisco zurückzukehren, um dorthin die Schreckenskunde zu bringen und über das fernere Geschick der Mission zu verhandeln. Der gute P. Robaut brachte das schwere Opfer der Trennung und einsamen Verbannung. Glücklicherweise gelangte P. Tosi mit dem Schiff der alaskischen Handelsgesellschaft nach Unalakleet, dem Hauptort der

Meuten. Hier fand er bereits das von den protestantischen Missionären überallhin verbreitete Gerücht. Doch war es ihm ein leichtes, die Verleumdung zu widerlegen und einen Haftbefehl gegen den Mörder zu erwirken. Der Proceß kam in Sitka zum Austrag. Fuller wurde, da einer der Hauptzeugen, ein junger Indianer, sich aus dem Staube gemacht hatte, bloß zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt; die Schande des schmähligen gegen die katholischen Missionäre ausgestreuten Gerüchtes fiel nun auf die Urheber zurück.

Am 18. Juli 1887 erreichte P. Tosi S. Francisco. Das Schicksal des seeleneifrigen Erzbischofs, des ersten Apostels von Alaska, erregte in ganz Amerika die tiefste Theilnahme und weckte

so das Interesse für das arme Nordland, das der hochsinnige Kirchenfürst mit seinem Blute bethaut hatte. P. Tosi sandte sofort einen Boten an P. Cataldo, den Oberen der Mission im Felsengebirge, mit der dringenden Bitte, in Portland mit ihm zusammenzutreffen. Er kam. P. Tosi beschwört ihn, die Mission von Alaska nicht im Stich zu lassen, schildert die vorgefundenen Verhältnisse, die Aussichten, die Gefahr der protestantischen Gegenversuche. Er dringt mit seiner Beredsamkeit durch. Telegraphisch wird P. Nagaru, ein Franzose, und Br. Giordano, ein Italiener, aus dem Felsengebirge zur Stelle gerufen. Mit ihnen tritt P. Tosi, als Oberer der neuen Mission, seine Rückfahrt nach Alaska an. In Victoria (Vancouver) erbitten sie den Segen des



Nazareth von Osten. Im Hintergrund am Bergabhang das Spital der Brüder. (S. 11.)

hochw. Herrn Sondau, des Generalvicars des ermordeten Bischofs. Derselbe verspricht ihnen, bei der Regierung zu Gunsten der neuen Mission Schritte zu thun, und versichert sie seiner wärmsten Theilnahme.

Zum zweitenmal nimmt P. Tosi mit seinen neuen Arbeitern denselben beschwerlichen Landweg, den er das Jahr zuvor mit Msgr. Erzbischof Seghers und P. Robaut gemacht. Ueber einen Monat dauerte die abenteuerliche Reise, auf welcher die Missionäre mehr als einmal in die äußerste Lebensgefahr geriethen. In Nuklukajet trafen sie den P. Robaut, der von Westen her ihnen entgegengeeilt war. Der Arme hatte während seiner einsamen Verbannung Unfüg-

liches ausgestanden. Ein schmerzliches Nagelgeschwür beraubte ihn zwei Monate lang des einzigen Trostes der heiligen Messe. Umsonst hatte er versucht, die Leiche des ermordeten Erzbischofs auf einem der von St. Michael abgehenden Schiffe unterzubringen. Keines wollte die traurige Fracht an Bord nehmen. Darum begrub der Missionär die blutigen Ueberreste zunächst in einer Ecke des russischen Friedhofs. Erst am 11. September 1888 übernahm der edle Kapitän der Ihetis die Ueberführung der Leiche nach der Bischofsstadt Victoria (Vancouver), wo sie am 14. November desselben Jahres feierlich in Empfang genommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte einer mongolischen Christengemeinde.

(Bericht des hochw. Herrn P. Geizman, aus der Genossenschaft vom Unbefleckten Herzen Mariä [Scheutveld]).

Eine der schönsten Missionen Ostasiens ist unstreitig die der Mongolei, deren Leitung seit 1864 in den Händen der belgisch-niederländischen Missionäre von Scheutveld ruht. Auch hier haben die Belgier ihren alten Ruf als treffliche Missionäre bewährt. Das beweist das herrlich aufblühende christliche Leben, das sie in diesem weiten Steppenlande gepflanzt und mit zäher Ausdauer durch alle Stürme und Schwierigkeiten hindurch erhalten haben.

Schon lange war es unser Wunsch, die mongolische Mission

unsern Lesern näher zu bringen. Wir beginnen heute mit einem kleinen Einzelbilde, der Geschichte einer Christengemeinde, ihrer seltsamen Schicksale, Verirrungen, Leiden und schließlich glücklichen Entfaltung. Sie gibt zugleich einen Beitrag zur Kenntniß des Landes, seiner Sitten und eigenartigen Verhältnisse.

Gehen wir etwa zwanzig Jahre zurück. In Si-ing-ze, der großen Gemeinde im Herzen des Apostol. Vicariats Central-Mongolei, hatte sich die Zahl der Bekehrten derartig vermehrt,



Gruppe der Barmherzigen Brüder in Nazareth mit einigen Kranken. (S. 11.)

daß das ackerbaufähige Land für ihre große Menge kaum mehr ausreichte. Das veranlaßte einige Familien, und zwar nicht gerade von den eifrigsten, zu dem unglücklichen Entschluß, ihre bisherige Heimat auf eigene Faust zu verlassen und in eine noch ganz heidnische Gegend auszuwandern, wo sie der größten Gefahr ausgesetzt waren, ihren Glauben zu verlieren.

Auf gut Glück drangen sie quer durch die Steppe vor und erreichten nach 5—6 Marschtagen die große Ebene von Ho-t'u-wa. Zahlreiche heidnische Familien hatten sich hier bereits angesiedelt und bebauten das von den Mongolen angekaufte fruchtbare Ackerland. Die Flüchtlinge beschloßen, sich in diesem Gebiete niederzulassen. Obwohl sie keineswegs eifrige Christen gewesen, bewahrten sie doch ihren Glauben, und die Berührung mit der heidnischen Sittenlosigkeit ließ sie dessen Wahrheit und Schönheit noch deutlicher erkennen.

1897.

Der Priester beraubt, kamen sie überein, zum Ersatz dafür sich täglich zum gemeinsamen Morgen- und Abendgebet und an Sonn- und Festtagen zu einem Laiengottesdienst mit Gebeten und Gesängen zu versammeln. Dieses offene Bekenntniß des Glaubens verdiente ihnen eine Gnade, die mehr als etwas anderes geeignet ist, das kostbare Gut der Wahrheit zu sichern — die Verfolgung. Die Heiden der Nachbarschaft verbanden sich, um sie zu vertreiben. Man versagte ihnen jede Dienstleistung und verbot ihnen die Mitbenutzung der Brunnen, Cisternen und Quellen. Niemand wollte ihnen ein Stück Land verkaufen, ja auch nur verpachten. Um ihr Vieh, das sie mit sich geführt hatten, zu tränken, sahen sich die Christen gezwungen, eine Strecke weiterzuziehen und sich an einem einsamen Platz in der Nähe eines kleinen Flusses anzusiedeln. Hier blieben sie aller religiösen Hilfe beraubt und von Gott schein-

bar verlassen zwei Jahre lang und beweinten ihre Verbannung, ohne es aber zu wagen, nach Si-ing-ze zurückzukehren. Sie fürchteten nämlich, verspottet zu werden.

Dies dauerte bis zum 5. Jahre der Regierung Koang-sis (seit 1875 auf dem chinesischen Throne). Um diese Zeit beschloßen die Mongolen der Ebene Ho-t'u-wa aus Geldnoth, den Chinesen große Strecken Landes zu verkaufen. Auch unsere Christen boten gute Preise an, wurden aber von den Heiden abgewiesen. Da erschien in der Steppe der Sohn eines Großmandarinen in Peking, der sich auf einer Jagd- und Reisetour befand. Da ein Chinese nie, selbst nicht auf einer Vergnügungsfahrt, sich eine Gelegenheit entweichen läßt, Geld zu verdienen, mischte sich Liu-kung-ie — so hieß der junge Herr — in den zwischen den Mongolen und Chinesen schwebenden Kaufhandel und verstand es, durch seine Schlaueit und Beredsamkeit einen reichen Mäklerlohn in seine Tasche zu bringen. An diesen schlaunen Zwischenhändler wandten sich nun auch in ihrer Noth die Christen. Sofort ergriff der Chinese eine so günstige Gelegenheit, seinen Einfluß und seine Macht erglänzen zu lassen. „Was,“ so beruhigte er seine Klienten, „man verweigert den Christen Grund und Boden? Ich kenne die ‚Religion des Himmels Herrn‘ (chinesischer Name für das Christenthum); sie ist sehr gut. Wartet nur, diese kleinen Mandarinen, chinesische und mongolische, sollen sehen, mit wem sie es zu thun haben.“

Der Pefinger hielt Wort. Zwar machten die Lokalsmandarine saure Gesichter, aber zwei Monate später befanden sich die Christen im Besitz einer ausgedehnten Strecke Landes. Freilich stand, um die heidnische Bevölkerung nicht aufzubringen, im Kaufvertrag, daß man den Christen bloß geringeres Land überlassen habe, wo sich Wasser erst in großer Tiefe und zudem in der Nähe eines Gebirges fände, das von Räuberbanden wimmelte. In Wirklichkeit war das Land sehr gut und das Wasser bloß zwei Fuß unter der Erde. Die Räuber aber waren nicht zu fürchten; denn unsere Christen sind alle geborene Jäger, die ihre langen chinesischen Flinten vortrefflich zu handhaben verstehen. Unsere Flüchtlinge gaben sich also ans Säen und Ernten. Allein ihr Hauptwunsch blieb noch ungefüllt. Seit drei Jahren hatten sie keinen Priester mehr gesehen; ihre Kinder wuchsen ohne Unterricht heran, und ihre Greise starben ohne die Sacramente. O wie sie jetzt so sehnsüchtig danach verlangten, was sie einst so leichtsinnig preisgegeben! Doch wo die Noth am höchsten, da ist Gottes Hilfe am nächsten.

Es geschah, daß einer von ihnen, namens Jen-wen, sich eines Tages auf der Fuchsjagd im Gebirge befand. Plötzlich sah er sich zwei bewaffneten Männern gegenüber, die er anfangs für Räuber hielt. Trotzdem ging er auf sie zu und erkannte nun, daß es gleichfalls zwei Jünger Nimrods waren. Nun, Jägern fehlt es nie an Stoff zur Unterhaltung. Man setzte sich und zündete die Pfeifen an. „Woher kommen meine ältern Brüder?“ begann der Christ in der Redeform chinesischer Höflichkeit. „Wir sind aus Wu-hao, etwa 130 lis (1 li = 575 m).“ — „Wu-hao?“ rief Jen-wen, „das ist ja ein christliches Dorf mit einem europäischen Priester an der Spitze.“ — „Ganz recht, wir sind auch Christen.“ — Bei diesem Worte fiel unserem guten Jen-wen die Pfeife aus dem Munde; er sprang in die Höhe, lachte, weinte und machte solche Lustsprünge, daß die beiden andern ihn für närrisch hielten und sich auch entsprechend äußerten. „Närrisch? ja, Kameraden, aber vor lauter Freude; denn wißt, ich bin auch ein Christ, und dort hinter dem Berge liegt ein ganz christliches

Dorf. Dort wohnen wir mitten unter Heiden, von allen verlassen. Seit drei Jahren ist es das erste Mal, daß ich einen fremden Glaubensbruder gesehen. Kommet mit! kommet mit! und helft uns, daß wir wieder in Verbindung kommen mit unsern Priestern.“ Im Dorf wurden die beiden Jäger wie Engel des Himmels aufgenommen. Schon in der nächsten Morgenfrühe befanden sie sich auf der Rückkehr nach Wu-hao an der Spitze einer Gesandtschaft, welche den hochwürdigen (heute im Herrn ruhenden) P. Wilryck bitten sollte, möglichst bald nach dem verlassenen Christendorflein zu kommen und dort eine Mission abzuhalten.

Der Missionär, der keine Ahnung gehabt, daß nur 14 Meilen nördlich von seinem Missionsrevier sich Christen befänden, schickte unverzüglich nach der bischöflichen Residenz von Si-ing-ze einen Eilboten, um von Mgr. Bar Ordre zu erhalten. Derselbe erinnerte sich sehr gut an die Christen, die zur Zeit so unbesonnen ihre Heimat verlassen, hatte aber nie in Erfahrung gebracht, was aus ihnen geworden war. Glücklicherweise verirrten Schäflein wieder in die Hürde zu bringen, drängte er Herrn Wilryck, sofort den armen Verbannten Hilfe zu bringen.

Dieser hatte nur auf diese Weisung gewartet und trat sofort trotz der durch Räuberbanden gerade sehr unsicher gemachten Wege die Reise an. Neben seinem heiligen Schutzengel hatte er noch zwei sichere Begleiter, den ihm bis in den Tod ergebenen Führer und seine alte Flinte. Dieselbe war zwar seit undenklichen Zeiten aus guten Gründen nicht mehr geladen gewesen, that aber doch ebenso guten Dienst als der beste Winchester. Ließen sich in der Ferne auf einem erhöhten Auslugposten einige verdächtige Gesellen erblicken, so brauchte der Missionär nur seinen harmlosen Schießprügel darauf anzulegen, um die Helden sofort über Hals und Kopf in die Flucht zu jagen.

Am Abend des zweiten Marschtages erreichte P. Wilryck ungefährdet das Dorflein von Ho-t'u-wa und gab sich unverweilt an die Arbeit. Wie leicht begreiflich, hatte sich in die Auswanderergemeinde eine Reihe Mißbräuche eingeschlichen. Es galt die Leute zurechtzuweisen, zu belehren und ihnen wieder Muth zu machen. Der Glaube lebte noch ungeschwächt in den Herzen, und die Mission brachte wieder alles in gute Ordnung. Als dann der Tag der Trennung kam, die letzte heilige Messe, der letzte Unterricht und der Priester feierlich vom Altare aus mit dem Crucifix den päpstlichen Segen erteilte, da brach die ganze Versammlung in lautes Schluchzen aus und gab mit lautem Rufen die Versicherung unwandelbarer Treue. Allein noch einmal sollten diese Leute, die jetzt so aufrichtig zum Gott ihrer Taufe zurückgekehrt waren, an sich erfahren, daß man nicht ungestraft sich von der christlichen Gemeinschaft absondert und damit auf den regelmäßigen religiösen Beistand verzichtet. Als Herr Wilryck im folgenden Jahre zur Missionserneuerung zurückkehrte, fand er, obschon er seine Ankunft angemeldet, noch gar nichts vorbereitet. Das bewies eine unentschuldbare Saumseligkeit. Der Missionär, der seine Leutchen kannte, machte stehenden Fußes wieder Kehrt. Seine Absicht war, ihren Glauben zu prüfen. Sie sollten erst wieder nach der geistigen Speise hungern, die ihnen jetzt so wenig Bedürfnis erschien. Gott griff gleichfalls mit einer noch schärfern Zurechtweisung ein. Kaum war der Missionär fort, als am Himmel sich schwarze Wolken sammelten, jähe Blitze niederzuckten, der Donner rollte und ein vernichtender Hagelschlag die Ernte und Arbeit eines ganzen Jahres vernichtete.

„Wir haben gesündigt“, riefen die Christen bei diesem sichtbaren Strafgerichte Gottes, das heute noch so lebhaft in ihrer

Erinnerung fortlebt, daß es bloß des Wortes Hagel bedarf, um sie wirksam zu warnen.

Msr. Bag, der durch Ankauf eines bedeutenden Grundstückes in Ho-t'u-wa große Opfer gebracht hatte, beschloß nun, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Es war im October 1888. „Ich“, so erzählt P. Heizman, „war eben aus Europa angelangt und schlug mich mit den Anfangsgründen der chinesischen Sprache herum. Da tritt Msr. Bag eines schönen Tages in mein Zimmer oder richtiger meine Höhle, mit der Frage, ob ich Lust hätte, ihn zu begleiten. Wer war froher als ich! Ha, ein bißchen Ferien machen nach diesem anstrengendsten aller Studien, hinausziehen in das berühmte Grasmeeer und die Zeltlager der Mongolen, zu den unvergleichlichen Reitern der Steppe! Der Weg nach Wu-hao glich einem Spaziergang. Hier schloß Herr Wilryck sich an, und nach zwei Tagereisen waren wir am Ziel. Seine bischöflichen Gnaden und mein Mitbruder machten sich sofort an die Arbeit, um die Christen zum Empfange der heiligen Firmung vorzubereiten. Danach wurden auch die zeitlichen Angelegenheiten der Gemeinde geordnet. Da stellten sich eines Morgens sämtliche Familienhäupter im festlichen Ceremonienkleide ein, verlangen eine Audienz beim Bischof und werfen sich in seiner Gegenwart nach chinesischer Sitte auf die Kniee nieder. Einer nahm das Wort. Der Häuptling der Religion, so führte er aus, kenne die traurige Lage, in welcher sie sich seit Jahren befänden. Aller geistlichen Hilfe, der Sacramente, der heiligen Messe, Predigt und gottesdienstlichen Ceremonien beraubt, kämen sie, um von ihm einen Priester zu erbitten, der ihnen helfe, ihre Seelen zu retten. „Einen Priester.“ versetzte der Bischof lächelnd, „aber ihr seid ja bloß einige wenige Familien, und dann ist euer Ho-t'u-wa so gar weit entfernt. Steht nur auf, es ist mir für den Augenblick unmöglich, eurer Bitte zu willfahren. Später wollen wir sehen.“

Allein die guten Menschen blieben ruhig knien und fuhren fort, gar schön zu bitten, wobei sie bedeutungsvoll ihren Blick der Seite zuwandten, wo ich stand, als wollten sie sagen: „Bischof, den da kannst du anderswo doch zu nichts brauchen; er versteht ja noch nicht einmal unsere Sprache. Dazu siehst er gar nicht böse aus; kurz, das wäre wohl der rechte für uns.“ Und wirklich, noch am Abend desselben Tages hatte der Bischof, durch die standhaften Bitten weich gemacht, mich an die Leute von Ho-t'u-wa

ausgeliefert. Hier bin ich heute noch und zwar so wohl wie ein Fisch im Wasser. Der Anfang war freilich hart genug. Damals war es wegen Mangels an hinreichenden Kräften noch nicht möglich, stets zwei Missionäre so nahe bei einander zu stationiren, wie unsere Regel vorschreibt. Es kam sogar vor, daß mancher recht vereinzelt stand und vom nächsten Mitbruder durch weite Entfernungen getrennt war. Dies traf auch bei mir zu und bildete mein erstes Opfer. Dazu wohnte ich in einer kleinen Lehmhütte, deren frühere Bewohner, ehe sie mir Platz gemacht, am Typhus gestorben waren. Dann die Gegend: eine tellerflache Ebene, ohne die geringsten Hügelwellen, ein Horizont ohne Grenzen, ohne einen Baum, einen Strauch, der als Merkzeichen dienen konnte. Das Studium der chinesischen Sprache war gleichfalls wenig poetisch. Nach der heiligen Messe bis Mittag suchte man die Wortzeichen der Schriftsprache zu enträthseln und lernte dann einige Wendungen der Umgangssprache auswendig, die man im Laufe des Nachmittags im Gespräche anzubringen hoffte. Sprechen ist an sich nicht so schwer; aber verstehen und so reden, daß man verstanden wird, ist eine andere Sache. Jede Sprache hat ihre eigenartigen Ausdrucksformen, Wendungen, Bilder, Vergleiche. Das gilt besonders von einem Land, dessen Sitten, Gebräuche, Ueberlieferungen ganz und gar unsere Gegenfüßler bilden. So kommt es denn vor, daß ein Anfänger stundenlang radebricht, ohne daß die Leute ein einziges Wort verstehen. Und was einen erst recht in Harnisch bringt, ist diese entsetzliche Höflichkeit der Chinesen, die einem ins Gesicht schmeicheln, man spreche zum Verwundern gut, hintendrein aber, wenn sie sich unbelauscht glauben, sich gegenseitig lachend gestehen, sie verständen keine Silbe von dem Raubermwelsch.

Als ich endlich glücklich so weit war, um mich wirklich verständlich zu machen, war es meine erste Sorge, meine Christen zur treuen Erfüllung ihrer religiösen Pflichten zurückzubringen. Wie konnte ich auch daran denken, die Heiden der Nachbarschaft zu bekehren, wenn die Aufführung meiner Leute mit meiner Lehre im Widerspruch stand! Uebrigens zeigten meine Christen, in der harten Schule der Trübsal erzogen, sich sehr willig und gelehrig. Sonn- und Feiertage wurden gewissenhaft gehalten, und bald gaben die Eifrigen durch den öftern Empfang der heiligen Sacramente ein heilsames Beispiel.

(Schluß folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Palästina.

Die Salesianer und die Barmherzigen Brüder in Nazareth. Seit mehreren Jahren haben die italienischen Salesianer Dom Boscos ihre segensreiche Thätigkeit auch im Heiligen Lande begonnen und bereits mehrere Niederlassungen in Bethlehem, Beitgemal und in Nazareth. Hier in dem stillen heiligen Städtchen haben sie ein Waisenhaus vom heiligen Knaben Jesus eröffnet und nach Eintreffen des langersehnten Masbath (Erlaubnißschein) des Mutjaref Pascha in Akfa den Neubau begonnen, der rüstig der Vollendung entgegengeht. — Ueber die Spitalthätigkeit der Barmherzigen Brüder vom hl. Johannes von Gott in Nazareth haben wir letztes Jahr (S. 117) berichtet. Wie der Prior, der bayrische P. Peter Damian Amshl, an den Verein der Unbefleckten Empfängniß zu Wien (1897. 37) berichtet, ist das Spital vergrößert worden. Das dazu gehörige Grundstück

von etwa 1500 qm wurde unter Cultur genommen und soll mit der Zeit den Unterhalt der Anstalt sichern. Inzwischen sind die Brüder noch auf fremde Hilfe angewiesen, zumal die endgiltige Anerkennung der ottomanischen Regierung nur gegen Entrichtung von etwa 3000 Frs. zu erlangen war.

Syrien.

Die Mädchenschulen bei den Maroniten. Exercitien für Lehrerinnen. „In früherer Zeit“, so berichtet P. Angelil aus Ghazir, „waren Mädchenschulen unter den Maroniten unbekannt. Allmählich aber fand das europäische Erziehungswesen auch hier Eingang, und heute sehen die Maroniten die Nothwendigkeit, ihren Töchtern eine christliche Schulbildung zu geben, sehr gut ein. Msr. Debs, der maronitische Erzbischof von Beirut, ließ die Schwestern von der heiligen Familie kommen und gründete ihnen ein Haus. Auch Msr. Elias beschäftigt sich mit

der Errichtung einer kleinen Schwesterngenossenschaft für die Schulen des Gebirges. Die Barmherzigen Schwestern, die Schwestern vom hl. Joseph von Nazareth, kämpfen mit großer Aufopferung, um das Vordringen des Protestantismus aufzuhalten. Ohne diese ganz providentielle Hilfe würde die Mehrzahl der katholischen Mädchen den protestantischen Schulen zufallen. Dieselben verfügen über reiche Geldmittel und tüchtig geschulte Lehrkräfte.

„Der Wunsch, unsere einheimischen Lehrerinnen zu heben und für ihren wichtigen Beruf zu begeistern, gab mir den Gedanken ein, für dieselben eigene Exercitien einzuführen. Wir zählen in unserem Districte Ghazir 10 Mädchenschulen mit über 500 Kindern und 12 Lehrerinnen. Alle folgten meiner Einladung. Nun

müssen Sie sich aber keine zwanzigjährigen Fräulein vorstellen, die fein geschneigelt und parfümirt frisch aus einem Pensionate kommen. Vier von ihnen, ehemalige Zöglinge unserer Schwestern, sind Jungfern, die zu Haus bei ihren Eltern nebenbei durch Spinnen ein bißchen Geld verdienen und längst über die Jahre sind, die sie der Welt begehrenswerth machen. Dann kommen einige brave Hausmütter, deren Kinder bereits großjährig geworden und ihnen Muße lassen, sich der Erziehung der weiblichen Dorfjugend zu weihen. Die letzte und ehrwürdigste Gruppe ist die der alten Matronen, ehemaliger Hilfslehrerinnen unserer Schwestern. Sie tragen noch den schwarzen Habit mit dem Kreuz auf der Brust. Die jüngste von ihnen hat ihre Sechzig bereits überschritten, während



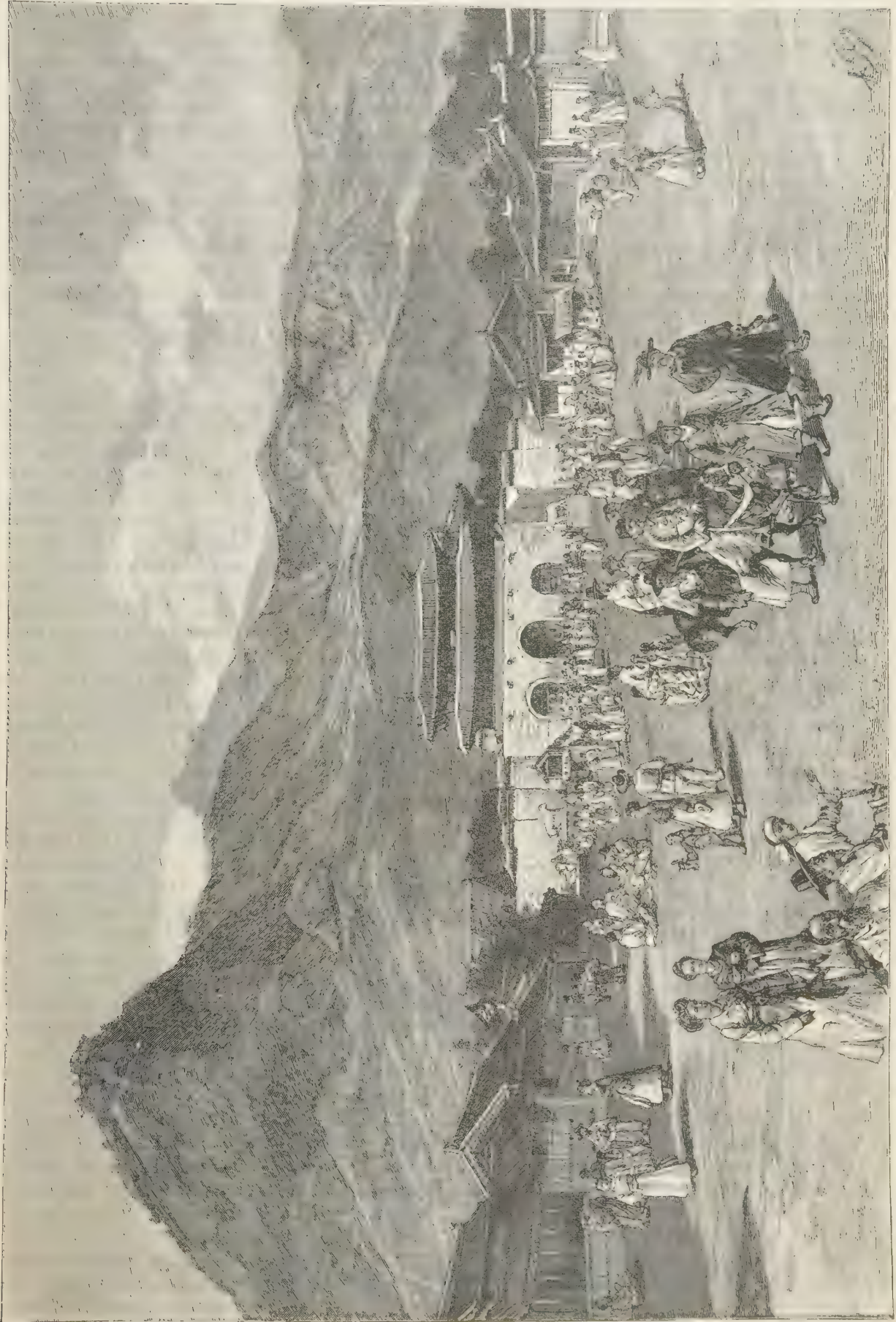
Koreanische Mandarine mit bewaffnetem Gefolge. (Nach einer Photographie. — S. 15.)

ihre zahnlose, hintende Nachbarin in ihrer Jugend noch Ibrahim Pascha gesehen hat.

„Am bestimmten Tage waren alle zusammen und nicht wenig erstaunt, sich alle unter einem Dache zu treffen. Um sich gegenseitig kennen zu lernen, wurden ihnen drei Tage Ruhe gegönnt. Mehr und mehr hoben sich nun die verschiedenen Charaktere ab, bildeten sich Gruppen und lösten sich die Zungen. Die Alten behaupteten, daß jetzt am Ende des Jahrhunderts alles schlimmer stehe als in den guten alten Zeiten, die junge Generation sei hochmüthig und unlenksam geworden. Das Ende der Welt stehe offenbar bevor. Die Jüngern hingegen warfen den Alten vor, sie verstünden nicht die rechte Methode, man müsse mit der Zeit voranschreiten, wolle man sie bessern. Die Städterinnen schauten auf die vom Gebirge mit überlegener Miene von oben herab und luden sie ein,

einige Zeit bei ihnen zu wohnen, um die Formen der civilisirten Welt sich anzueignen. Die vom Gebirge erklärten sich mit ihrem Lose durchaus zufrieden und warfen den Töchtern der kleinen Küstentädchen hochtrabende, geistlose Alüren vor. Die Gelehrten, die ein bißchen mehr wissenschaftlichen Firniß an sich hatten, rühmten sich ihrer Musterklassen, die es mit jedem Pensionat aufnehmen könnten; die andern, die sich auf ihre solide Erfahrung stützten, erklärten sich kühn zu einem allgemeinen Concurs bereit, bei welchem sie ihre gelehrten Rivalinnen alle in den Sand legen wollten.

„Man mußte sie von ihren Klassen sprechen hören. „Als ich“, so erzählte die erste, „begann, waren alle meine Schülerinnen die ärgsten Tölpel; sie konnten ein Aleph nicht von einem Balken unterscheiden, und wenn ich einen Besen wünschte, brachten sie eine Matte. Aber heute! Kommt nur und seht, mit welchem Ver-



Platz vor dem Palast des Königs in Seoul. (S. 15.)

händniß und welcher Leichtigkeit sie selbst die schwersten Stücke auftragen.' — 'Ja,' meinte eine andere, ihr sollt erst die meinigen sehen. Keine konnte ehemals auch nur das Kreuzzeichen machen. Ich fragte eine: Welches sind die letzten Dinge des Menschen? Das ist klar, lautete die Antwort, es sind Füße und Hände.' (Im Arabischen kann nämlich 'Ende des Menschen' auch seine Extremitäten bedeuten.) So mußte eine jede die wunderbarsten Dinge zu erzählen. Namentlich bei Tisch ging es stets sehr lebhaft zu. Da schlug die Stunde zum Beginn der Exercitien, und alles wurde still. Die Lehrerinnen gaben sich mit um so größerem Eifer den geistlichen Uebungen hin, weil die Sache ihnen völlig neu war. Vom ersten Tage an begannen sie die schöne Aufgabe, die Gott ihnen zugewiesen, in einem neuen Lichte zu erkennen. Nach jedem Vortrag machten sie sich eifrig ihre Aufzeichnungen, wie sie das Gesagte künftig für ihre besondern Verhältnisse und die Leitung ihrer Klasse verwerthen wollten. Am dritten Tage sagte mir eine: 'Ich habe bittere Thränen geweint, Pater: ich habe so viel, so viel zu bessern, daß ich fast den Muth verloren. Lassen Sie mich Klosterfrau werden, und ich werde mein eigenes Heil und das vieler andern wirken können.' Die Exercitien haben sich wirklich als eine große Gnade erwiesen. 'Wir waren', heißt es, 'bisher rohes und rostiges Eisen, jetzt sind wir wie in eine neue Form umgegossen.' Mehrere wollten sich nicht länger mit dem einfachen Wege des christlichen Lebens begnügen, sondern nach höherer Vollkommenheit streben. 'Mein lieber göttlicher Meister und Bräutigam,' so schrieb eine in ihren Vorfällen, die bei der Schlußmesse auf den Altar gelegt wurden, 'ich will nicht länger in der Mittelmäßigkeit bleiben, und ich erwähle vor deinem Angesichte das Los der Martha, indem ich mich für mein ganzes Leben deinem Dienste weihe. Verborgen und vergessen in einem Winkel der Erde will ich dir dienen in der Person der Kinder, die du mir anvertrauen willst; ich will mich heiligen für sie und mit ihnen. Ich will alle Leiden und Trübsale annehmen, die du mir senden wirst, und mein Kreuz bis zum Tode tragen. O göttlicher Bräutigam meiner Seele! wenn du voraussiehst, daß ich jemals durch eine Sünde dich beleidigen sollte, so laß mich jetzt sterben.'"

Arabien.

Ueber den unter ergreifenden Umständen erfolgten Tod eines Kapuzinerpaters berichtet der folgende Brief einer Missionsschwester, Mutter Maria vom heiligen Abendmahl, aus Aden, 10. Mai 1897.

P. Justinian, einer der französischen Kapuziner, die in dem schwierigen arabischen Missionsposten von Hodeidah (vgl. Jahrgang 1895, S. 34) am Roten Meere wirken, erkrankte unerwartet an einer gefährlichen Unterleibsentzündung. Da das Uebel sich verschlimmerte, beschloß man, den Kranken behufs besserer Pflege und ärztlicher Hilfe nach Aden zu bringen. Schwester Maria sollte den völlig hilflosen Pater begleiten. Auf demselben Dampfer fuhr auch der ehemalige französische Consul in Griechenland, Herr Livorno, dessen Landung in Hodeidah, seinem neuen Posten, die ottomanische Behörde daselbst verweigert hatte.

„Am 4 Uhr“, so erzählt die Schwester, „brachte uns eine Barke an Bord des ‚Wood-Cock‘, und um 8 Uhr abends verließen wir bei sehr ruhiger See Hodeidah. Alles ließ für unsern guten P. Justinian, der sonst sehr stark von Seekrankheit zu leiden hatte, eine gute Ueberfahrt hoffen. Da an Bord keine Einzelkabinen sich fanden, sondern bloß offene Schlafkojen in dem gemeinsamen Saale, so ließ der Kapitän den Kranken auf einer Chaise-longue Platz nehmen, da derselbe wegen der heftigen Schmerzen sich nicht auf dem Bette ausstrecken konnte. Ich setzte mich neben ihn, um ihm, da er sehr großen Durst litt, von Zeit zu Zeit zu trinken zu reichen und ihm mit dem Fächer Kühlung zuzufächeln. Unser armer Pater litt sehr viel, ohne daß ich etwas zur Linderung thun konnte, und dennoch kam keine Klage über seine Lippen. Gegen Mitternacht bemerkte ich plötzlich, daß es schlimmer wurde. Ich fragte: ‚Leiden Sie viel?‘ — ‚Ja, sehr‘, war seine Antwort. Und doch waren, ach! weder ein Arzt noch Arzneien zur Hand. Auf einmal wurde sein Blick starr, und er murmelte unverständliche Worte. ‚Guter Gott, der Pater stirbt‘,



Der hochw. Herr Claudius Chevrier, Bazarist, ermordet am 21. Juni 1871 zu Tientsin (China). (S. 16.)

sagte ich zu mir. Ich flehte zu Gott, ihm wenigstens bis nach Aden das Leben zu verlängern. Alle Passagiere lagen im tiefsten Schlafe. Ich eilte zu Herrn Livorno, unserm Consul, der sich in der Nähe befand, und theilte ihm meine Befürchtungen mit. Er untersuchte den Pater und sagte: ‚Ja, Sie haben recht; in wenigen Minuten wird es geschehen sein.‘ ‚Ist's möglich,‘ dachte ich bei mir, ‚daß ein so guter Pater sterben soll, ohne auch nur einen Priester als Beistand zu haben?‘ Ich that mein Möglichstes, um einen kleinen Ersatz zu bieten, reichte ihm wiederholt das Crucifix zum Kusse dar, sprach ihm gute Gedanken und Schutzgebetlein ein, wie: ‚Mein Jesus, Barmherzigkeit! Jesus, Maria, Joseph, euch befehle ich meine Seele! Verzeihung, o Gott, Verzeihung!‘ sowie Acte der Reue.

Der gute Pater blieb ruhig, vermochte aber nicht mehr zu sprechen. Ich begann nun, so gut ich konnte, die Scheidegebete und empfahl Gott seine Seele. Als ich hierauf den Puls fühlte, stand er still. Es war 1 Uhr nach Mitternacht. Ich konnte es nicht fassen. ‚Nein, nein,‘ redete ich mir ein, ‚es ist nur eine schwere Ohnmacht.‘ Aber, ach! es war nur zu sehr Wirklichkeit: unser guter P. Justinian war hingeschieden und hatte außer mir niemanden, ihm in der letzten schweren Stunde beizustehen. Doch sicherlich hatte Gott ihn nicht verlassen und seine Seele gnädig aufgenommen. Der Blick des Todten war ruhig und die Haltung seines Körpers natürlich. Als wir ihm die Augen schlossen, lag er da wie ein Schlummernder.

„Der Consul sagte: ‚Melben wir lieber dem Kapitän noch nichts, sonst wird er die Leiche schon nach einigen Stunden den Bogen übergeben.‘ — ‚Wie, Herr,‘ rief ich, ‚wir sollten die Leiche nicht mit nach Aden nehmen dürfen?‘ — ‚Ich fürchte, nicht; höchstens werden wir es durchsetzen, daß wir sie in Perim, wo wir um 8 Uhr früh anlangen, ausschiffen dürfen.‘

„Als der Kapitän aufgestanden und von dem traurigen Ereigniß der Nacht in Kenntniß gesetzt worden war, bat ihn Herr Livorno, die Leiche, wenn nicht bis nach Aden, so doch bis Perim an Bord zu behalten. Mein alle Bitten und Vorstellungen waren umsonst.

Der Kapitän erklärte, er habe weder Holz noch Kisten noch Werkzeuge, um einen Sarg zu zimmern; er könne aber die Leiche, so wie sie sei, unmöglich ausschiffen. Um 7½ Uhr kam der Kapitän, um mir anzuzeigen, daß, falls ich den Vater noch einmal zu sehen wünsche, ich ihn auf das Vorderdeck, wohin man die Leiche gebracht hatte, begleiten möge. Ich folgte ihm also zugleich mit Herrn Rivorno. Derselbe war während der ganzen Ueberfahrt sehr gut gegen uns gewesen. Er half mir nun auch, die Leiche für die Bestattung herzurichten. Als nun das Segeltuch, in welches die Leiche eingehüllt wurde, zusammengeknüpft war, bat der Kapitän den Consul, über die entseelte Hülle die französische Flagge auszubreiten, und fragte mich, ob ich noch einige Gebete verrichten wollte, ehe die Leiche ins Meer versenkt werde. Der Dampfer hielt still. Sämtliche Passagiere und die Mannschaft standen mit entblößten Häuptern um die Leiche, und die Schiffsglocke wimmerte während der ganzen Ceremonie ihren Todtengesang. Ich betete mit lauter Stimme das Miserere und De profundis und andere Gebete. Aber kein Katholik war zu- gegen, um zu antworten.

„Als ich fertig war, wurde die Leiche auf zwei Bretter gelegt und sanft ins Meer hinabgelassen. Man hörte den dumpfen Fall und das Plätschern des Wassers. Dann schlossen sich die Bogen über dem nassen Grabe; die Schraube begann wieder zu arbeiten, und das Schiff setzte seinen Weg fort. Ich konnte noch immer gar nicht an die Wahrheit des Erlebten glauben. Es war wie ein schwerer Traum. Allein es galt, sich in den Willen Gottes demüthig zu fügen und den harten Schlag, der unsere Mission wieder getroffen (vor kurzem hatte dieselbe Mission einen andern, noch jugendkräftigen und eifrigen Missionär verloren), mit Ergebung hinzunehmen.“

Korea.

Politische Lage. Stand der Mission. In dem letzten Jahresbericht wirft der Apostol. Vicar, Msgr. Mutel, zunächst einen lehrreichen Rückblick auf die politischen Ereignisse in Korea, die bei der Spärlichkeit zuverlässiger Nachrichten aus dem „Lande der aufgehenden Morgenröthe“, wie der Koreaner seine Heimat nennt, manchen willkommen sein dürften.

Rußland und Japan sind die beiden Mächte, die sich, seitdem China seine bisherige Oberherrschaft über Korea eingebüßt, um den fetten Bissen streiten. Durch ihr herrisches, rücksichtsloses Auftreten haben die Japaner sich von Anfang an gründlich verhaßt gemacht. Die Ermordung der Königin (8. October 1895) wird offen als ihr Werk bezeichnet. Während sie den armen, schwachen König als ihren Gefangenen behandelten, übten sie durch die ersten Minister, ihre Creaturen, eine wahre Willkürherrschaft aus. Der Versuch einiger Patrioten, den König durch einen Handstreich aus seiner Zwangslage zu befreien, wurde, wahrscheinlich durch Verrath, vereitelt, und eine Anzahl der Verschworenen gefangen genommen und hingerichtet, was die Stimmung gegen die Japaner noch verschärfte. Dieselben begingen die Thorheit, durch eine Reihe verfrühter und mißliebiger Reformen die koreanische Bevölkerung mehr und mehr zu reizen. Am 30. De-

cember 1895 wurde der neue Kalender nach europäischer Zeitrechnung eingeführt und das neue Jahr, das 505. Jahr der Dynastie, als das „erste Jahr der aufgehenden Sonne“ begonnen. Diese Verordnung ging ohne Schwierigkeit durch. Dagegen erregte die Vorschrift, das Haar nach europäischer Art kurz zu schneiden, allgemeines Mißvergnügen, obschon der arme König, um die Durchführung zu erleichtern, mit dem guten Beispiel voranging. Anfänglich sollte das Gesetz bloß Soldaten und Beamte verpflichten. Bald aber wurde es weiter ausgedehnt und gewaltsam durchgeführt. In der Hauptstadt und ihrer Umgebung unterwarf man sich. In den Provinzen dagegen wurde diese unpopuläre Maßregel zum Signal der Empörung. Unter dem Namen „Soldaten der Gerechtigkeit“ bildeten sich Freischaren mit dem ausgesprochenen Zweck, die japanisch gesinnten Minister zu stürzen und den König zu befreien. Die Bewegung wurde so bedrohlich, daß man sich gezwungen sah, gegen die Freischaren reguläre Truppen zu senden. Dieselben waren aber wenig begeistert für diesen Feldzug und vermieden absichtlich einen ernstlichen Zusammenstoß.

So war die Lage der Dinge, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, daß der König am 11. Februar 1896 seinen Palast heimlich verlassen und im russischen Gesandtschaftsgebäude Hilfe und Schutz gesucht und gefunden habe. Die Nachricht weckte zuerst Bestürzung, dann Freude. Unter den Fittichen des russischen Mars wuchs dem König der Muth. Sofort ergingen eine Reihe Verhaftungsbefehle gegen die bisher allmächtigen Minister, die Creaturen Japans. Die Befehle wurden nur zu gut ausgeführt. Zwei Minister wurden auf dem Pflaße niedergemacht und ihre Leichen der Volkswuth preisgegeben. Ein dritter wurde wenige Tage später auf seinem Wege in die Provinzen ermordet;

die übrigen flüchteten ins Ausland. Das Blatt hatte sich gewendet, und Rußland, das klug den richtigen Augenblick abgewartet, bekam nun das Spiel in die Hände. Der lang verhaltene Groll gegen die Japaner machte sich in traurigen Ausschreitungen Luft, denen eine Reihe japanischer Kaufleute in den Provinzen zum Opfer fielen.

Alle frühern Erlasse, die der König unter dem Druck der Verhältnisse unterzeichnet, wurden zurückgenommen, und jeder Koreaner war wieder frei, sich zu kleiden und zu frisiren, wie es ihm beliebte. Alle politisch Verurtheilten wurden begnadigt, die Truppen aus den Provinzen zurückgerufen und die aufgeregte Bevölkerung allenthalben durch königliche Commissäre beruhigt. Das Volk fand sich auch gleich in die neue Lage; nur die „Soldaten der Gerechtigkeit“, denen das Waffenhandwerk offenbar behagte, wollten nichts von Beruhigung wissen. Noch sei der Tod der Königin nicht gerächt und der König in der Hand von Ausländern. Thatsächlich hatten sich jene Freischaren immer mehr zu förmlichen Räuberbanden entwickelt, die das Land beunruhigten und friedliche Dorfschaften brandschakten. Auch zahlreiche Christengemeinden hatten von ihnen zu leiden. Schließlich war man gezwungen, abermals die Truppen gegen die Unruhestifter aufzubieten, um ihnen das Handwerk zu legen.



Der hochw. Herr Vincenz U, Chinesischer Priester, ermordet am 21. Juni 1871 zu Tientsin (China). (S. 18.)

Trotz aller Neuerungen, so faßt Migr. Mutel die Sachlage zusammen, wuchern die alten Mißstände immer noch fort. Die Beamtenstellen sind käuflich wie immer; es fehlt der Regierung an Kraft und Einheit, der König ist zur Puppe der Russen geworden, die über kurz oder lang sich zu Herren des Landes machen werden.

Und wie steht es nun mit dem Missionswerk in der alten Martyrerkirche? Der Bischof meint, daß im ganzen die heillos verwirrte politische Lage hier eher fördernd gewirkt habe. Viele ehrlich denkende Heiden, die nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen, kommen zu den Missionären um Hilfe und Rath und finden im christlichen Glauben den festen Grund, den sie sonst vergeblich

gesucht. Der Zuwachs an Tausen Erwachsener war ein ungewöhnlich großer, nämlich 2724, und bringt mit den neuen Geburten die Gesamtzahl der koreanischen Christen von 25 998 auf 28 802.

Auch diesmal enthalten die Einzelberichte der Missionäre manch schönen Zug der Bekehrung und christlichen Eifers. Die Hauptstadt Seoul zählt jetzt 1242 katholische Christen, das Seminar von Kiong-san 24 Alumen, von denen 3 zu Priestern geweiht wurden, die ersten einheimischen seit dem Verfolgungsjahr 1866. Wie sich die Zukunft Koreas gestalten wird, läßt sich nicht voraussagen. Gewiß ist, daß Rußland in Ostasien weitausschauende Pläne verfolgt, in denen auch das „Land der aufgehenden Sonne“ eine wichtige Rolle spielt.



Die St. Ludwigskirche in Tientfin. (Nach einer Photographie.)

Einer andern Quelle entnehmen wir noch, daß Korea in materieller Hinsicht trotz der ungünstigen Lage sich vielfach gehoben hat. Wenigstens gilt dies vom Handel. Die Einfuhr hat sich seit 1889 um das Vierfache, die Ausfuhr um mehr als das Zweifache gesteigert. Eine Bahnlinie zwischen Seoul und Chemulpo, dem wichtigsten Hafenplatz, ist im Bau begriffen.

China.

Apostol. Vicariat Nord-Petscheli. Wiederaufbau der Kirche St. Ludwig in Tientfin. Tientfin, die Hafenstadt von Peking, etwa 600 km davon entfernt, zählt über 1 Million Einwohner und ist eine der bedeutendsten Städte Chinas. Hier fand am 21. Juni 1870 jenes furchtbare Blutbad statt, dem u. a. 10 Barmherzige Schwestern, 2 Lazaristen-Missionäre, darunter

ein einheimischer Priester, fast das ganze Missionspersonal und die Pflegekinder, sowie eine Reihe europäischer Laien, unter ihnen der französische Gesandte Fontanier und sein Kanzler Simon, zum Opfer fielen, und das China sehr theuer zu stehen kam. Auch die schöne katholische St. Ludwigskirche ging bei dieser Gelegenheit in Flammen auf. (Vgl. Jahrg. 1874, S. 7.)

Schon lange hatte der Plan bestanden, das Gotteshaus aus den Ruinen aufzubauen, und zwar auf Kosten der chinesischen Regierung, die hierdurch eine feierliche Sühne leisten sollte. Ende 1896 brachte der französische Geschäftsträger, Herr Gérard, die Sache zur Erledigung. Die Kirche sollte hergestellt, die 13 Särge der ermordeten Missionäre und Schwestern und des Consuls Fontanier erhoben, in der Kirche beigesetzt und jedes Grab mit einem Leichenstein aus weißem Marmor geziert werden. An der Nord-

stelle selbst sollte ein großes Denkmal im Namen des Kaisers errichtet und auf demselben der Erlaß des Kaisers Tung-sche vom 30. Juni 1870 angebracht werden, in welchem derselbe die Bluttat beklagte und die Bestrafung der Mörder anordnete. Ueber diesen Denkstein sollte sich ein kaiserlicher Pavillon aus gelben glasirten Ziegeln, und mit dem Namen des Kaisers Kuang-su versehen, wölben. Die chinesische Regierung ging auf alles ein, und in den ersten Monaten d. J. begannen die Restaurationsarbeiten und wurden die Leichen in besagter Weise in 13 kapellenartigen Grabnischen beigesetzt. Inzwischen hatte man in der Nähe von Peking eine prachtvolle riesige Marmorfäule aufgetrieben, die wohl zum Grabdenkmal einer fürstlichen Familie bestimmt war oder als solche gedient hatte. Sie sollte für den neuen Zweck hergerichtet und nach Tientsin geschafft werden. Das Denkmal war 5,50 m hoch und 2 m breit, von kaiserlichen Drachen überragt und eingerahmt.

Der Sockel in Form einer Riesenschildkröte wog allein 8000 Kilo, das Ganze 15 000 Kilo. Der kostspielige Transport war sehr schwierig. Sechs Tage dauerte die Flußfahrt auf dem Peiho; für die übrige Strecke wurden zwei eigene Wagen gebaut und mit 60 Maulthierren bespannt. Das Denkmal, hoch auf der Spitze eines Hügels, auf einer festen Unterlage von Haussteinen und Beton, gewährt einen prachtvollen Anblick. Die neue, schön restaurierte Kirche wurde im letzten Juni eingeweiht und dem Gebrauche übergeben.

Borderindien.

Das Erdbeben in Nordostindien hat in verschiedenen Missionsgebieten große Verheerungen angerichtet. Aus Krishnagar (Central-Bengalen) meldet der eben in sein Amt eingetretene Missionsbischof Mgr. Pozzi aus dem Mailänder Seminar, daß die Kirche und das Kloster der Schwestern eingestürzt und das



Die Priesterwohnung neben der zerstörten Kirche von Wandhura. (Nach einer Photographie. — S. 19.)

Missionshaus von Verhampore eine unbewohnbare Ruine geworden sei. In Krishnagar mußte das heiligste Sacrament aus den Trümmern hervorgesucht werden und wurde im Hause der Missionäre geborgen. Die ganze folgende Nacht wurde davor Anbetung gehalten. „Liebe Mutter,“ so schreibt eine der Schwestern an die Generaloberin, „wir haben kein Haus und keine Kirche mehr und schlafen unter offenem Himmel.“ Es sei ein Wunder, daß bei der Plötzlichkeit, mit welcher das Erdbeben eintrat, niemand todtgeschlagen worden. Eine furchtbare Schwüle ging dem Ereigniß voraus. Ein dumpfes Dröhnen kündete sein Kommen. Unter dem Rufe: „Heraus, heraus!“ stürzten Schwestern und Kinder angsterfüllt auf die Straße. Der Boden wankte unheimlich, als ob er sich öffnen wollte. Das Haus taumelte und ging dann krachend aus den Fugen. . . . „Liebste, beste Mutter,“ so schließt die Schwester, „habe Mitleid mit deinen armen Kindern! Doch wir wollen tapfer sein und die Prüfung freudigen Herzens ertragen, eingedenk, daß es derselbe barmherzige Gott ist, der tödtet und

lebendig macht, niederschlägt und wieder aufrichtet, weinen macht und tröstet.“

Am schwersten scheint die Mission der Gesellschaft vom göttlichen Heiland in Assam betroffen. Da das Circular des Generalobern P. Jordan bis zur Herausgabe dieses Hefes längst die Runde durch die Presse gemacht haben dürfte, ziehen wir vor, statt dessen den folgenden Brief des hochw. P. Gebhard Abele aus Kaufbeuren zur Mittheilung zu bringen, der ein sehr anschauliches Bild der furchtbaren Katastrophe entwirft.

„Erdbeben in Assam. Ein furchtbares, lang andauerndes Erdbeben hat am 12. Juni ganz Assam erschüttert. Am meisten Unheil hat es in den Rhaissihügeln angerichtet, und unter diesen ist wohl der Ort Shella wegen seiner ‚hochromantischen‘ Lage am aller schlimmsten dabei weggekommen. Wie Meersburg am Bodensee oder Genua erhob sich das Dorf Shella mit seinen 6000 Einwohnern von einem Nebenflusse des Brahmaputra bis zum Gipfel eines mehrere Tausend Fuß hohen, sehr steilen Berges.

Von einiger Entfernung gesehen, sehen die eng aufeinandergebauten Häuser aus wie die aufgestapelten Musterschachteln eines großen Kramladens. Daß da ein Erdbeben das größte Unheil anrichten muß, liegt auf der Hand, aber wer dachte in Assam an ein Erdbeben! Assam galt bisher als so ziemlich gesichert gegen Erdbeben; nur sehr selten verspürte man sekundenlange schwache Stöße, die so unbedeutend waren, daß sie nicht einmal allgemein bemerkt wurden. Daher auch die große Anzahl geräumiger mehrstöckiger Steinbauten, die besonders in den letzten Jahren in ganz Assam und namentlich in der Hauptstadt Shillong errichtet wurden. Auch unsere Missionsgebäude in Shella, bestehend aus einer neuen großen Kirche, die erst vor einem Monat fertig gestellt wurde, das Schwesternhaus, wie eine Ritterburg auf einem vorspringenden Felsen erbaut, das Waisenhaus, mein Wohnhaus, Küche und andere kleinere Gebäude waren größtentheils aus Stein erbaut und fielen deshalb beim ersten heftigen Stoß dieses furchtbaren Erdbebens zusammen. Nur Gottes besonderem Schutze haben wir es zu verdanken, daß die ehrw. Schwestern und ich mit dem Leben davontamen. Es war am 12. Juni abends gegen 5 $\frac{1}{2}$ Uhr. Ich war eben mit einer kleinen Handarbeit beschäftigt auf der Veranda meines Bungalows, als ich das Erdbeben verspürte. Obwohl es schon gleich ziemlich heftig anging, machte ich mir doch nicht viel daraus, ich dachte, es würde schadlos vergehen wie die übrigen, die ich schon erlebt hatte. Da es aber nicht aufhörte, sondern im Gegentheil immer heftiger wurde, ging ich ins Freie. In demselben Augenblick kam ein furchtbarer Stoß, mein Haus und die Kirche fielen zusammen, der 100 Fuß hohe Felsen, auf dem das Schwesternhaus stand, wankte und stürzte, Duzende von Häusern unter sich begrabend, in den Abgrund. Das Schwesternhaus selbst fiel in weitem Bogen den Berg hinunter. Alles war verloren, doch es blieb mir keine Zeit, darüber nachzudenken. Das Erdbeben wurde immer heftiger, ich mußte auf meine eigene Rettung bedacht sein. Aber wie der Gefahr entgehen? Hinter mir jäher Abgrund, zur Rechten mein Haus von Felsen bedeckt, zur Linken die Ruinen meiner Kirche, vor mir schwannten die hohen Kalksteinfelsen wie Bäume im Wind, zu meinen Füßen spaltete sich der Boden, ich ergreife eine Bambusstange, die zwischen den gestürzten Felsen eingeklinkt war, um mich daran zu halten, und schaute nur immer auf die Felsen, die vor mir hin und her schwannten, um mich womöglich durch einen Seitensprung zu retten. Da stürzt einer zu meiner Rechten, und einer vor mir zu gleicher Zeit. Der erste fällt in die Tiefe, der zweite bleibt gerade einen Schritt vor mir liegen. Es mögen wohl schon zehn Minuten vergangen sein, das Erdbeben aber dauert in gleicher Stärke immer noch fort. Eine dichte Wolke von Sand und Staub umhüllt die schwanfenden Felsen und vergrößert noch die Gefahr. Hilferufe erschallen plötzlich hinter mir. Die Schwestern sind es und einige Waisenkinder zwischen den Felsen und den eingestürzten Mauern. Ich eile über den schwanfenden Boden und die rollenden Steine zu ihnen. Die eine der Schwestern hat den Arm bis an die Schulter zwischen den Felsen eingeklinkt und kann nicht fort. Ich kann ihr auch nicht helfen, der Felsblock, der darauf liegt, ist zu groß. Da läßt endlich das Erdbeben ein wenig nach, zwar zittert die Erde noch, doch stehen wenigstens die Felsen vor mir wieder fest. Schließlich gelingt es mir, mit einer eisernen Brechstange, die gerade aus dem Schutte meines Hauses hervorragt, die Schwester aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien. Wo sind nun aber die Waisenkinder? Vier sind da, ein Junge von sechs Jahren liegt unter den Steinen begraben, fünf waren auf dem Wege zum Markte und wurden,

wie es sich später herausstellte, von den herabstürzenden Felsen erschlagen. Wir schauen ins Dorf, ein schrecklicher Anblick! Kein einziges Haus mehr, nur trostlose Ruinen, dazwischen Tote und Verwundete und Flüchtende. Dazu noch immer neue heftige Stöße des Erdbebens. Ich suche das Allerheiligste aus dem Schutte der Kirche zu graben; Gott sei Dank, es gelingt, nun ist es aber höchste Zeit zu fliehen. Bei Nacht und unter strömendem Regen fliehe ich mit den Schwestern und den noch übrigen Waisenkindern über die Ruinen der Häuser zwischen Felsenspalten und dichtes Gebüsch hindurch unter beständigem Erdbeben dem eine Stunde entfernten höher in den Bergen gelegenen Dorfe zu. Endlich, bis auf die Haut durchnäßt, theilweise ohne Schuhe, sie waren im Schmutze stecken geblieben, langten wir in dem Dorfe an. Aber auch hier dieselbe Verwüstung. Doch finden wir zum Glück noch eine einigermaßen bewohnbare Hütte:

„Tödmüde legten wir uns nieder, unbekümmert um die klatschnassen Kleider, die uns am Leibe kleben, und trotz des Erdbebens, das gar nicht aufhören will, schlafen wir doch bald ein. Nur wenn besonders heftige Stöße die Hütte erschüttern, wachen wir auf kurze Zeit auf. Endlich wird es Tag, und wir wandern weiter, wir wollen heute den höchstgelegenen Berggipfel erreichen, um wenigstens vor den stürzenden Felsen gesichert zu sein. Unter unfäglichen Strapazen und bei beständigem Erdbeben erreichen wir den Gipfel des Berges und das darauf gelegene Dorf. Doch auch hier Ruinen und nichts als Ruinen; auch hier meine neue Kirche eingestürzt. Nur einige Hütten, leicht aus Bambus gebaut, stehen noch, darunter auch die Hütte meines dortigen Katechisten.

„Er selbst ist geflohen und kommt erst später, als wir uns schon bei ihm einquartiert hatten. Durch unser Beispiel ermutigt, kommen nach und nach auch noch andere in die verlassenen benachbarten Hütten zurück. Aber das Erdbeben dauert immer noch fort, erst gegen Abend des dritten Tages hört das beständige Zittern des Bodens auf, aber bis heute, am 15. Tage, kommen noch täglich viele und mitunter heftige Erdstöße. Von den Bergen, die uns von drei Seiten umgeben, von denen wir zum Glück durch tiefe Thäler getrennt sind, lösen sich beständig bei Tag und bei Nacht ungeheure Felsmassen los und stürzen unter donnerähnlichem Gepolter, ganze Dörfer mitreisend, in die Tiefe. Von allen Seiten kommen Flüchtlinge, es ist ein Laufen und Rennen, ein Klagen und Heulen, das einen noch mehr aufregt als das Erdbeben selbst. Von hier flüchten sich die Leute in andere Dörfer, von andern Dörfern kommen Flüchtlinge hierher, keiner weiß wohin, und was das Schlimmste ist, keiner hat etwas zu essen. Kartoffeln der schlechtesten Sorte, welche die Leute hier für ihre Schweine pflanzen, ist für uns alle die gleiche Kost.

„Die meisten Leute haben bei dem Wirrwarr ganz den Kopf verloren. Ich mußte trotz des Ernstes der Lage doch lachen, als ich einen Phasin fliehen sah mit einem großen schweren Stein auf der Schulter, auf dem die Phasin gewöhnlich ihren Pfeffer, Ingwer u. s. w. zerreiben. Ich sagte ihm: „Wirf doch den Stein weg, es gibt jetzt Steine genug,“ aber er sah und hörte nichts und lief mit seinem Stein, was er konnte. Andere laufen mit einem Vogelkäfig, mit einem leeren Korbe u. s. w. Eine Frau traf ich, die hatte den Verstand verloren, sie lief hin und her und lachte aus vollem Halse und wollte noch spät abends nach einem fünf Stunden entfernten, jetzt unzugänglichen Dorfe. Ich fragte sie, ob sie etwas zu essen habe, da zeigte sie auf ihren leeren Betelnußsack und lachte. Ich nahm sie mit, ließ ihr Kartoffel braten, nachdem sie aber gegessen, lief sie wieder fort. Von den Flüchtlingen, die von

entfernten Orten hier eintreffen, erfahren wir, daß sich das Erdbeben über ganz Assam erstreckte. Kein einziges Steinhaus blieb stehen, während aus Bambus gebaute Phasinhütten vereinzelt unverfehrt blieben. Wie viele Tausende in ganz Assam ums Leben gekommen sind, kann bis jetzt nicht festgestellt werden. Wer kümmert sich auch um diese entlegenen Gebirgsdörfer? die Regierung am allerwenigsten. Für Shella war es noch ein Glück, daß gerade Markt war an einem eine Viertelftunde entfernten Orte in der Ebene. Die zur Zeit des Erdbebens noch auf dem Markte waren, entgingen dem Tode. Wäre das Unglück bei Nacht gekommen, so wären von den 6000 Einwohnern nicht 50 am Leben geblieben.

„Als ich die Schwestern und Waisenfinder in Sicherheit gebracht, lief ich den Weg wieder zurück, um nach meinen Christen zu sehen. Sie hatten die ganze Nacht bei dem strömenden Regen im Freien campirt mit den übrigen Leuten von Shella. Ich hörte sie Beichte, spendete den Katechumenen die heilige Taufe, betete mit ihnen und versprach, am folgenden Tage wieder zu kommen. Es war ein ohrenbetäubendes Geschrei an diesem Ort, das sich bei jedem Stoß noch vermehrte. „Duai, duai,“ betet, betet, rief alles, die Hindu liefen mit ihren Trommeln und Tamtam auf und ab und schrien zu ihrem Ram, einer Hauptgotttheit der Hindu dieser Gegend, andere riefen den Teufel um Hilfe an, andere sangen religiöse Lieder, dazwischen das Heulen der Kinder, die Todtengesänge der Weiber, es war zum Tollwerden.

Am nächsten Tag kam ich wieder zurück, zuerst zu meinen Christen, die sich unterdessen aus Bambus und Palmblätter provisorische Hütten, eigentlich bloß Regendächer, gemacht hatten, dann weiter bis nach Shella. Trostloser Anblick! Todte und Verwundete wurden hervorgezogen. Viele Verwundete mußte man ihrem Schicksale überlassen, es war unmöglich, sie von den Felsen, die sie theilweise bedeckten, zu befreien. Einer saß unter einem haushohen Felsen unverfehrt, durch eine kleine Oeffnung konnte er um Hilfe rufen, man brachte ihm zu essen und zu trinken, weiter konnte man ihm aber nicht helfen, am nächsten Tage jedoch war er eine Leiche, wahrscheinlich hat ihn die Angst getödtet. Viele mögen auf diese Weise lebendig begraben worden sein und vielleicht noch tagelang gelebt haben, man konnte sie nicht retten. Am vierten Tage hörte endlich der Regen auf, auch die Stöße wurden seltener; ich ging wieder nach Shella, um womöglich noch einiges aus den Ruinen meines Hauses zu retten. Ich arbeitete in der Hitze und bei dem Reichengeruch den ganzen Tag, fand aber außer meiner Flinte und einigen Büchern nicht viel. Wir sitzen nun immer noch in der Hütte eingepfercht auf dem Gipfel des Berges; ich kann mit meinen Leuten nicht fort, wohin auch? Es ist ja überall gleich; so bleibt nichts anderes übrig als zu bleiben und das Ende des Erdbebens abzuwarten. Wird es aber überhaupt ein Ende nehmen? Heute ist der 15. Tag und noch immer kommen täglich ziemlich heftige Stöße. Das Schlimmste ist, daß ich kein Geld habe; ich habe zwar meine Kasse aus dem Schutte gezogen, sie war aber, wie gewöhnlich, leer. Da das Unglück hier allgemein ist, kann ich auch nicht viel auf Hilfe aus der Nähe hoffen. Alle unsere Missionsstationen sind zerstört, wenn auch Shella wegen seiner besonders ungünstigen Lage am gründlichsten zerstört wurde.

„Vor dem Hungertode sind wir freilich noch geschützt, Kartoffeln haben wir noch genug; gestern brachte uns mein Katechist sogar ein großes Schwein. Das zum Leben Allernothwendigste werden wir wohl auch noch bekommen. Aber was dann? Was soll aus unserer Mission werden, die so lebensfrisch emporblühte und zu

so großen Hoffnungen berechtigte? Die Früchte der Arbeiten, Sorgen und Mühen all der Jahre unseres Wirkens in Assam sind mit einem Schläge vernichtet worden; nur die Christen sind uns geblieben, die wir in dieser Noth unmöglich allein lassen können. Waren wir auch hier von Anfang an auf die allernothwendigsten Hilfsmittel beschränkt und konnten wir nur nach und nach Kirchen und Schulen bauen von dem, was wir uns am Munde absparten, so übersteigt doch jetzt unsere Noth so sehr alle Grenzen, daß wir uns genöthigt sehen, einen lauten Hilferuf an unsere katholischen Landsleute jenseits des Oceans zu richten und sie dringendst zu bitten, uns nach besten Kräften beizustehen. Haben wir auch alles verloren, so wollen wir doch den Muth nicht verlieren, sondern auf dem Posten ausharren, auf den uns die Vorsehung berufen, aber ohne ausgiebige materielle Unterstützung ist das wohl nicht lange möglich.“

Aus der Diöcese Dacca sendet uns der Bischof Mgr. J. Hurth nunmehr auch einige Photographien, welche den angerichteten Schaden im Bilde veranschaulichen. „Es sind zwei Ansichten der Kirche in Bandhura. Das noch stehende Mauerwerk ist so gefährdend, daß die Arbeiter sich weigern, dasselbe abzutragen. Besonders gefährliche Punkte sind nun schon eingestürzt, und mit dem anhaltenden Regen wird das meiste von selbst herunter kommen. — Der Priester im Bilde steht auf der Stelle, wo er im Beichtstuhl saß, aus dem er zur rechten Zeit entkam. Ich lege eine Photographie des Priesterhauses bei. Dieselbe mag interessant sein, indem sie zeigt, wie ärmlich die Priesterwohnung neben einer so schönen Kirche war.

„Die durch das Erdbeben verursachte Aufregung unter dem Volke fängt an nachzulassen. Wir fügen uns in die Umstände, wie es eben am besten gehen will. Die Beschwerden sind groß; es läßt sich aber nicht ändern. Nicht wenige an alle Bequemlichkeiten gewöhnte Leute wohnen in den armseligsten Hütten. Einige Bambusflöcke in die Erde gestellt, Teppichstücke oder Gras als Dachwerk, und Tuchstücke oder Flechtwerk als Schutz gegen Eindringen des Regens von den Seiten, — das ist die Behausung. Zeitweilige Erschütterungen haben seit dem 12. Juni wiederholt stattgefunden, die letzte am Abend des 6. Juli gegen zehn Minuten nach 8 Uhr. Nicht weit von hier sind Erdrisse, welche bis jetzt noch zeitweilig Schlamm ausspießen.“

Madagascar.

Guter Fortgang des Bekehrungswerkes. „Ich bin heute“, so schreibt P. Taix S. J. am 8. Juni an seinen Bischof Mgr. Cazet, „in Ambohidranalibo, heute in Tsaraonenana, in Arejeva, Jaramy und Ambohomanambolo mit offenen Armen empfangen worden. . .“ Ueberall wurden mit großem Eifer neue Kirchen gebaut, auch da, wo mitten in der Ortschaft noch ein protestantisches Bethaus steht, wie solche jetzt vielfach unbenutzt, oft geschlossen sind. Bis zur Vollendung des neuen Gotteshauses findet der Gottesdienst unter freiem Himmel statt.

„Auch das Werk der Schulen entwickelt sich sehr gut. In Manjofandriana, so meldet P. Peyrithe, am Wege zwischen Tamatare und Tananarivo, wo früher kein einziger katholischer Schüler sich fand, sind jetzt über 200. Anteramadinika, ein hübsches Dorf am Waldesrand auf derselben Strecke, ist heute ganz katholisch, in Sabotcy ist eine blühende Schule, die Leute von Ambodinisoddy verlangen eine katholische Schule und Kirche. Auf der ganzen 300 km langen Linie vom Mangorothale bis zur Hauptstadt, wo noch im October 1896 Tamatara und Am-

bohimalare bei Tananarivo die einzigen katholischen Stationen waren, ist jetzt in allen Ortschaften der Kern einer katholischen Gemeinde. „Ich bin jetzt,“ so schreibt der Pater, „Pfarrer von 40 Gemeinden. Morgen sende ich für eine neue Schule meinen 37. Schullehrer ab. Die Schulen meines Districtes müssen im Augenblick rund 5000 Schüler zählen.“ Die katholischen Missionäre sind infolge des starken Zuwachses überladen mit Arbeit und wenden sich dringend an ihre französischen Landsleute, ihnen die enormen Kosten decken zu helfen, welche die Errichtung so vieler neuer Schulen und Kirchen mit sich bringt. Von dem durch die französische Regierung erlassenen Verbote, religiöse Culthandlungen, wie Processionen u. a. öffentlich im Freien abzuhalten, wurde auf Bitten der gesamten Bevölkerung von Tamatave zu Gunsten der dortigen Frohnleichnamprocession eine Ausnahme gemacht, was

um so eher anging, als hier das Verhältniß zwischen Katholiken und Protestanten ein durchaus friedliches ist.

Wie die englische Times (W. Ed., No. 1074, p. 485) meldet, soll die nach Réunion verbannte Königin Ranavalona um Aufnahme in die katholische Kirche gebeten haben und regelmäßig dem katholischen Gottesdienste in St. Denis bewohnen. Der englische Prediger, Herr Hall, wurde als politischer Agitator aus Madagaskar ausgewiesen. Von den Mördern der beiden calvinistischen Missionäre Escande und Minault — natürlich wurde auch diese Unthat von einigen protestantischen Blättern ohne weiteres den bösen Jesuiten in die Schuhe geschoben — sind 6 Eingeborene hingerichtet, 5 zu zehn und 2 zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt worden. Gelegentlich der Jubiläumsfeierlichkeiten der Königin Victoria wurden dem englischen Residenten in Tananarivo von



Die durch das Erdbeben zerstörte Kirche von Bandhura. (Nach einer Photographie. — S. 19.)

der französischen Behörde die Gärten von Amboditsira freundlich zur Verfügung gestellt.

Die Terrainerforschungen für die Anlegung von Bahnlinien haben ergeben, daß dieselbe auf der gebirgigen und rasch aufsteigenden Ostküste sehr schwierig und kostspielig sein wird, während die Strecke Majunga-Tananarivo von der Westseite her verhältnißmäßig leicht auszuführen ist. Der treffliche Hafen Diego Suarez im Norden der Insel soll wegen seiner strategisch wichtigen Lage befestigt und ein großes Marine-Arsenal hier angelegt werden.

Mexico.

Die Indianer-Mission von Palenque. Manche unserer Leser werden sich noch an die Schilderung der interessanten alten Ruinenstadt von Palenque erinnern, die wir im Jahrgang 1893 S. 3 ff. brachten. Inzwischen erfahren wir aus den Misiones Catolicas (1897, 246), daß die junge Missions-Genossenschaft der „Josefinos“, die vor einigen Jahren in

Mexico gegründet wurde, sich nunmehr auch der bislang recht vernachlässigten Indianer in den Provinzen Tabasco und Chiapas angenommen und zum Mittelpunkt dieses neuen Arbeitsfeldes das Städtchen Palenque unweit der gleichnamigen großen Ruinenstätte gewählt hat. Die Missionäre fanden bei den Indianern, die hier wohl 30 Jahre lang ohne Seelsorge geblieben waren, die freundlichste Aufnahme. Die guten Leute ließen ihre eigene nothwendige Arbeit liegen, um den Patres eine Pfarrwohnung zu bauen. Dieselbe ist sehr einfach, Dach und Fachwerk aus Stroh, der Fußboden aus festgestampftem Lehm, das Uebrige aus Holz. Als alles fertig war, kamen die Indianer und sagten: „Herr Pfarrer, kommen Sie in Ihr Haus, das wir Ihnen gebaut; es ist fertig.“

Die Indianer von Palenque, so schildert einer der Missionäre das Völkchen, gleichen durchaus nicht den Indianern im eigentlichen Mexico, zumal nicht der bereits stark heruntergekommenen Rasse in der Umgebung der Hauptstadt.

Die von Palenque haben heute noch in ihrem Wesen eine gewisse Würde und Vornehmheit bewahrt. Sie sind nicht so abergläubisch, haben nicht den trägen Gleichmuth, der sonst wohl dem Indianer eigen ist, zeigen sich der Civilisation nicht abgeneigt, sondern sind gelehrt, umgänglich, gastfreundlich und religiös, und was bei der rothen Rasse eine Seltenheit ist, sind nicht rachschüchtig, zornmüthig und mißtrauisch. Ihre Ehrlichkeit ist sprichwörtlich. Sie sind nicht fähig, auch nur einen Pfennig zu nehmen, der ihnen nicht gehört. Ganz gegen die sonstige Gewohnheit in diesem Lande tragen sie bei der Ernte das Korn nicht nach ihren Wohnungen, sondern lassen es an einem vor Feuchtigkeit geschützten Orte auf den Bergen ohne einen andern Wächter als das Vertrauen auf die Ehrlichkeit ihrer Nachbarn.

Sie haben zu viel Selbstachtung, als daß sie bei fremden

Leuten sich verdingten, vielmehr suchen sie ihren Lebensunterhalt durch Bearbeitung der eigenen Scholle zu gewinnen. Dieselbe bietet auch den meisten ein hinlängliches Einkommen, um sorglos leben zu können. Es ist eine seltsame Erscheinung, daß hier die besitzenden Weißen, wenn es ihnen an Tagelöhnern fehlt, sich nur mit unterthäniger Bitte an diese Indianer wenden, um ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Fast alle diese Indianer lernen und verstehen das Spanische. Ihre eigene Sprache, von ihnen Potiú oder Putiú genannt, betont fast alle Wörter auf der letzten Silbe, z. B. panchá (Himmel), lún (Erde), cancherá (Licht, Leuchte). Sie hat viele Rehlaute, die schwierig zu erlernen sind, auch das französische eh kommt in einigen Wörtern vor, z. B. cochlá (Laßt uns gehen). Eigenthümlich ist ihrer Syntax, daß die näher erklärenden Bestimmungen



Andere Ansicht der Kirchenruine von Wandhura. (Nach einer Photographie. — S. 19.)

und die untergeordneten Redetheile vor das Substantiv und die Haupttheile des grammatischen Satzes gestellt werden.

Die Indianer sind von schönem kräftigem Körperbau und überaus reinlich. Auf die Sauberkeit des Leibes legen sie große Stücke und können hierin allen zum Muster dienen. Jeden Morgen, ehe sie zur Feldarbeit ausgehen, nehmen sie ein Bad; um 12 Uhr, wenn sie an einen Bach gehen, um ihr gewöhnliches Getränk — eine Portion Mehl in Wasser gerührt — zu bereiten, nehmen sie ein zweites Bad in den krystallhellen Fluthen, um die durch die Sonne und die Arbeit erzeugte Körperhitze abzukühlen. Kommen sie des Abends nach der Arbeit müde und schweißtriefend nach Hause, so ist das erste, daß sie rasch sich ihrer Last, Korn oder Wolle, entledigen und zu einem in der Nähe des Dorfes vorüberfließenden Bach eilen, um wieder ein Bad, das dritte am Tag, zu nehmen. Nach dem Bade kleiden sie sich zu Hause frisch um, und nun erst gehen sie aus, um die übrigen Geschäfte zu erledigen. Die Arbeitsamkeit hält auch das Laster fern. Die

Leute sind zufrieden und begnügen sich mit dem Nothwendigen. Eine gute Anzahl Schweine, Hühner, ein hinreichender Vorrath Mais, Reis und Beeren, mehr brauchen sie nicht.

In Bezug auf die Religion sind sie in Folge der langen Vernachlässigung recht unwissend, aber voll guten Willens, wie schon ihre freudige Bereitwilligkeit beweist, mit welcher sie selbst das Pfarrhaus gebaut und das Kirchlein schmücken und neu ausstatten halfen. Die Schule für die Kinder ist im Gang, und auch die Abendschule für die Erwachsenen wird gut besucht. Eine große Anzahl wilder Ehen ist bereits in Ordnung gebracht. Leider helfen die zahlreichen fremden Besucher: Touristen, Kaufleute, Holzhändler, nicht dazu, Religion und Sitte zu heben. Auch die weißen Kolonisten, wenigstens die Männer, sind durchweg sehr gleichgiltig und religionslos.

Von der Mission Palenque aus gedenken die Josefinos mit der Zeit auch die Befehrung der noch vielfach heidnischen Lacandones-Indianer zu versuchen, die sich noch zahlreich, besonders

am Oberlaufe des Usumasinta finden. Einer der Missionäre besuchte auch gelegentlich die herrliche alte Ruinenstadt von Palenque und schildert seine Eindrücke in begeisterten Worten.

Südamerika.

Ecuador. Die Kirchenverfolgung. Eine Volksmission auf der Flucht. „Die radikale Presse“, so berichtet unter dem 31. März P. David, einer der Oblaten des hl. Franz von Sales von Troyes, die im Laufe des Jahres Ecuador verlassen mußten, „läßt ihrem Haß alle Zügel schießen und veröffentlicht gegen die Bischöfe die schmachlichsten Schandartikel. Die Verhaftungen dauern fort, und alles ist in Furcht und Sorge. Ohne die Anwesenheit des französischen Gesandten in Quito hätte ich die gefährliche Reise kaum wagen dürfen. Ich lege Ihnen den Pastoralbrief des Bischofs von Pasto bei, in welchem derselbe den Eltern verbietet, ihre Kinder dem Colleg von Tulcan anzuvertrauen, das früher von uns geleitet wurde, jetzt aber zu unserer großen Schmerze in den Händen glaubensloser Menschen ist. In Guayaquil wüthet das gelbe Fieber und fordert viele Opfer.“ Der genannte Erlaß des Bischofs von Pasto, Fr. Ezechiel Morino, wendet sich an die Familienväter seiner Diocese und fordert sie zum zweiten Male unter Androhung der Excommunication auf, ihre Söhne aus dem von Herrn Rosendo Mora geleiteten Colleg Bolivar zu Tulcan innerhalb 14 Tagen nach der Veröffentlichung zurückzunehmen, da „die jungen Leute, die in dieser Anstalt erzogen werden, in größter Gefahr sich befinden, ihren Glauben zu verlieren. Denn der Geist, der dort herrscht und von dem sein Director geleitet wird, ist ein durchaus antikatholischer. . . die Herren Pfarrer und ihre Stellvertreter sollen diesen Erlaß an zwei sich folgenden Festtagen den Gläubigen vorlesen und hernach ihnen die Wirkungen der Excommunication auseinandersetzen, damit dieselben der ganzen Schwere der Strafe sich bewußt werden und wissen, wie man sich jenen gegenüber zu verhalten habe, welche, was Gott verhüten möge, durch ihre Hartnäckigkeit die Excommunication auf sich laden.“ Diese feste, offene Stellungnahme gegen die religionslose Politik der gegenwärtigen Gewalthaber macht dem Bischof von Pasto alle Ehre, da er sich dadurch den ganzen Haß der Gegner zuziehen wird. Mit ähnlichem Bekennermuth haben die übrigen Bischöfe Ecuadors gesprochen und gehandelt. Man sieht, daß in Ecuador neben dem unheimlichen Lavaseuer des Gotteshaßes auch noch die reine Flamme heiligen apostolischen Eifers nicht erloschen ist.

Einige weitere Mittheilungen aus Ecuador bringt der Brief eines andern Oblaten des hl. Franz von Sales, P. Lannier, vom 28. April 1897, aus Montevideo.

Auch er mußte mit noch einem Mitbruder den Wanderstab ergreifen und nach Uruguay auswandern. Der Hafen von Guayaquil war für alle südwärts fahrenden Schiffe geschlossen, und so mußten sie den Landweg einschlagen und theils im Sattel, theils zu Wagen, per Eisenbahn oder Dampfer Peru zu gewinnen suchen. Da in Ecuador, wenigstens auf dem Lande, Gasthäuser eine große Seltenheit sind, so bildet das Pfarrhaus die gewöhnliche Zuflucht der Reisenden. Hier fanden die beiden Missionäre stets eine herzliche Aufnahme, aber auch die größte Armut. An ein Bett war nicht zu denken. Einige Baumzweige auf einer niedern Bretterpritsche, darüber ein altes Schaffell bildeten das Lager. Als Kopfstütze diente der Sattel. Natürlich legte man sich angekleidet hin und suchte zu schlafen, wenn die Ratten, Hühner und andere lästige Gäste es dazu kommen ließen.

So stand man oft am Morgen müder auf, als man sich abends hingelegt. P. Lannier konnte es nicht länger aushalten, und so beschloß man, an einem Orte, wo sich eine bessere Herberge befand, mit Umgehung des Pfarrhauses einmal wenigstens sich wieder ordentlich auszuruhen und mit französischer Küche etwas zu Kräften zu kommen, da die einheimische Kocherei, die einem Farbentopf mit rothem Gemenge gleich, förmlich anwiderte.

Aber kaum hatte man sich eingerichtet, so war auch schon der Pfarrer zur Stelle und lud die beiden Missionäre nicht bloß ein, bei ihm die Nacht zuzubringen, sondern an dem Orte eine acht-tägige Mission abzuhalten, da die Pfarrkinder es sehr nöthig hätten. Umsonst suchten die beiden Patres ihm klar zu machen, daß dies unter den obwaltenden Umständen doch schwerlich angehe. Der wackere Cura ließ sich jedoch durch keine Gründe umstimmen, und so mußten sich die beiden Patres dazu verstehen, ohne Bücher, ohne Vorbereitung, todmüde von der Reise in fremder Sprache eine Volksmission zu beginnen. Die Aussichten waren trostlos. „Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Am selben Abend wurde begonnen, und es verbreitete sich die Kunde von dem Ereigniß. An den ersten zwei Tagen war die Zahl der Zuhörer freilich noch gering, da die Leute weit zerstreut wohnten. Am dritten Tage aber konnte die geräumige Kirche das Volk nicht mehr fassen. P. Lardon machte den Prediger der Barmherzigkeit, ich den der Gerechtigkeit Gottes. Von morgens 6 bis abends 11 Uhr saßen wir im Beichtstuhl. Sehr viele Befehrungen waren die Frucht, und Männer, die seit 20 Jahren sich von Gott abgewandt hatten, kehrten reuig zu ihm zurück. Alles war voller Freude; der Pfarrer jubelte.“ So war es den beiden Patres vergönnt, dem Lande, das sie verbannte, noch beim Abschied eine Wohlthat zu spenden. Nach dreimonatlicher Reise langten sie in Montevideo, der Hauptstadt Uruguays an, wo sich der Genossenschaft ein neues dankbareres Arbeitsfeld eröffnet hat.

Aus verschiedenen Missionen.

Griechenland. Mgr. de Angelis, Erzbischof von Athen, berichtet, daß seine ohnehin meist armen Katholiken infolge des letzten türkisch-griechischen Krieges in große Noth gerathen sind. Es ist zu fürchten, daß viele von ihnen auszuwandern gezwungen sind, was für die katholische Mission in Griechenland sehr verderblich wäre. Die katholische Kapelle in Larissa wurde bei der Eroberung der Stadt zerstört, und die dortigen Katholiken haben sich zerstreut. Der Erzbischof bittet um Unterstützung. — **China.** Mgr. de Marchi, O. S. Fr., Apostol. Vicar von Nord-Schantung, meldet Ausbrüche der heidnischen Volkswuth gegen die Christen an verschiedenen Stellen seines Vicariates. In Hy-huen-t'uen z. B. zerstörte ein Haufe Heiden die Mauern der neuen im Bau begriffenen Kirche, die alte Kapelle und die Missionswohnung. Von den Christen, welche dieselben vertheidigten, wurden 3 getödtet, 7 schwer verwundet, andere in Ketten gelegt. Später wurden auch die Wohnungen der Christen gebrandschatzt und Vieh, Geld, Getreide fortgeschleppt. Die Heiden begannen sodann auf dem Platze, wo die neue, dem hl. Antonius geweihte Kirche stehen sollte, aus dem bereitliegenden Material eine Pagode zu bauen. — **Süd-Tibet.** Auch hier wurde nach einer Meldung des hochw. Herrn Julius Douenel, Paris. Sem., aus Padong das Erdbeben, das Mitte Juni Nordost-Indien durchzog, sehr stark verspürt. Die Missionskirche von Padong zeigt starke Risse, die von Maria Baiti ist erheblich beschädigt, das dortige Missionshaus theilweise eingestürzt. — **Afrika.** Dem Jahresbericht des „Afrika-Vereins

deutscher Katholiken“ entnehmen wir kurz noch folgende Angaben über den Stand der Mission in Nord-Sansibar, Togo und Deutsch-Südwest-Afrika. (Vgl. über die Missionen der Weißen Väter in Äquatorial-Afrika, Süd-Sansibar, Kamerun die ausführlichen Angaben im v. J.) Die Mission von Nord-Sansibar (Väter vom Heiligen Geist) zählt 1 Bischof, 25 Patres, 25 Brüder, 21 Schwestern, 17 Katecheten, etwa 1500 Waisenkinder und rund 5000 Katholiken. Mehrere christliche Negerdörfer wurden gegründet, die durch den Regen stark mitgenommene Station von Tununguo, und in Kilema Kirche und Wohnhaus neu aufgebaut. Auf der Insel Sansibar mit etwa 800 Katholiken ist die erste katholische Kirche im Bau begriffen. — Die Apostol. Praefectur Togo (Missionäre von Steyl) zählt im ganzen 5 Haupt- und 8 Nebenstationen mit Schulen. Die Gesamtzahl der Schüler beträgt etwa 500. Die Zahl der Christen ist nicht angegeben. Im Vorjahr langten auch die vier ersten Missionschwestern („Dienerinnen des Heiligen Geistes“) an und eröffneten in Lome eine Mädchenschule mit 50 Kindern. Die Oberin, Schw. Bernarda, starb kurz nach der Ankunft. Auch sonst ist die Mission durch Tod und Krankheit hart mitgenommen worden. Die Patres haben schon mehrere Arbeiten in der einheimischen Ewe-Sprache veröffentlicht, so eine kleine Biblische Geschichte und einen Katechismus. Grammatik und Wörterbuch sind in Vorbereitung. — Die erst am 20. Mai 1896 gegründete Apostol. Praefectur Deutsch-Südwest-Afrika zählt bislang 2 Stationen; die Hauptstation in Windhoek mit 2 Patres und 1 Laienbruder. Von hier aus wird auch die Seelsorge für die im Lande lebenden europäischen Katholiken geübt. Die Militärseelsorge für die deutsche Schutztruppe ist dem Apostol. Praefecten P. Hermann übertragen. Die Station Ongandjera im Ovamboland, wo bereits die nöthigen Grundstücke für Kirche, Missionshaus und Ackerwirtschaft erworben sind, wird bis zur Ankunft neuer Missionäre von Windhoek aus pastorirt. — West-Afrika. „Am 17. Juni“ (Frohnleichnamstag), so schreibt der Apostol. Praefect P. Vieter, „mittags 12 Uhr starb zu Marienberg in Kamerun, versehen mit den Sterbsacramenten und ergeben in Gottes heiligen Willen, Schwester Christina an den Folgen des Schwarzwasserfiebers. Sie war geboren am 4. December 1874 zu Rapselhub (Württemberg) als Tochter des Försters Josef Schwarzer. Im Jahre 1891 trat sie in unsere Schwesterncongregation ein, machte im Mai 1895 ihre Profess und kam am 12. Mai 1896 in Kamerun an. Seitdem wirkte sie unermüdet und gewissenhaft in der Mädchenschule zu Marienberg. Ihr Gesundheitszustand war ein Jahr lang recht gut, bis 10 Tage vor ihrem Tode erst kleinere Fieberanfälle auftraten und 1½ Tage vor ihrem Hinscheiden das Schwarzwasserfieber. Sie ist aus den Reihen der kamerunischen Schwestern die erste, die ihr Leben hier hingab für Gott und die Ausbreitung seiner heiligen Kirche. Im ganzen starben in 6½ Jahren von der kamerunischen Mission 9 Personen. Mögen sie im Frieden ruhen und tausendfachen Lohn finden im bessern Jenseits!“ — **Oceanien.** Wie wir vernehmen, soll der Heilige Stuhl aus den Gilbert-Inseln und den zunächstliegenden Gruppen ein neues Vicariat gegründet haben mit P. Joseph Maria Lerray, Missionär vom heiligsten Herzen von Issoudun, an der Spitze, während die britischen Theile der Salomonsinseln: Guadalcanar, Malakka, San Cristobal und die Gruppe von Santa Cruz eine eigene Apostol. Praefectur bilden sollen, deren

Leitung vorerhand noch Mgr. Vidal, Apostol. Vicar von den Fidjhi-Inseln, übernimmt. — Von Lepua, Pago-Pago auf der Insel Tutuila, Apostol. Vicar der Schiffer-Inseln (Samoa), geht uns von einem Maristen folgende Mittheilung zu. „Die von den hier vertretenen Mächten eingefetzte samoanische Regierung ist eine bloße Schattenregierung. Jeder sucht sich sein Recht, wie er kann. Die größten Verbrechen bleiben unbestraft bezw. der Privatrache überlassen. Da die Regierung namentlich den Häuptlingen gegenüber machtlos ist, laufen offenkundige Mörder frei im Lande herum. Wann wird endlich der ewige Zwist aufhören und eine einzige Macht die Zügel thatkräftig in die Hand nehmen? Was das Missionswerk angeht, so schreitet es langsam, aber sicher und stetig voran. Auch hier waren die protestantischen Secten zuerst auf dem Plan und haben auf der ganzen Gruppe Fuß gefaßt. Doch haben auch wir an allen wichtigen Punkten bereits Boden gewonnen. (Nach den Miss. Cathol. der Propaganda zählte die Gruppe 1895/1896 rund 35 000 Katholiken.) Das Neueste auf Samoa sind die Mormonen. Ihre 30 Prediger haben zwar wenig Erfolg, aber schaden doch, denn der Samoaner liebt Neuerungen.“ — Dem Jahresbericht des deutschen Afrika-Vereins entnehmen wir noch folgende Mittheilung über die noch junge Apostol. Praefectur Kaiser Wilhelms-Land. Die Apostol. Praefectur Wilhelms-Land auf Neu-Guinea (Gesellschaft des göttlichen Wortes zu Steyl) wurde im Sommer vorigen Jahres eröffnet. Am 13. August 1896 kam der Apostol. Praefect Everh. Zimbrock mit 2 Priestern und 3 Laienbrüdern in Friedrich-Wilhelmshafen an, wo sie vom Landeshauptmann Capitän Rüdiger freundlichst empfangen wurden. Hier verblieben die Missionäre zwei Monate. Weil aber Friedrich-Wilhelmshafen, damals der Sitz des Landeshauptmannes, der vielen dort herrschenden Fieber wegen, als Hafen- und Residenzstadt aufgegeben werden sollte, sandte der Apostolische Praefect einen seiner Missionäre, Herrn Bormann, nach Berlinhafen, um die dortige Gegend in Augenschein zu nehmen. Es stellte sich heraus, daß die Fieber dort bei weitem nicht so stark auftraten wie in Friedrich-Wilhelmshafen, und daß die Bevölkerung eine viel dichtere und von gutmüthigem Charakter ist. Deshalb wurde beschlossen, auf der kleinen Insel Tamara (Dudemaine) vor Berlinhafen die erste Missionsstation zu gründen. Ende October langten die Missionäre daselbst an. „Uns geht es augenblicklich nicht übel,“ schrieb der Apostol. Praefect Mitte December, „obwohl wir noch in unserer elenden Hütte wohnen. In der zweiten Woche des November aber hat das Fieber uns stark zugefetzt. So ziemlich ohne Ausnahme sind wir alle krank daniedergelegt, und mit genauer Noth war nur immer einer von uns auf den Beinen. Diese Krankheitserscheinung hatte wohl einerseits in der damaligen langen Dürre ihren Grund, und dann auch in unserer schlechten, ungesunden Wohnung. Ferner haben wir wenig Arbeiter, und die Brüder können mit ihnen noch nicht gut fertig werden, der Sprache wegen. Deshalb arbeiteten die Brüder oft mehr, als gerade für Europäer hier in der tropischen Sonne gut war.“ Das Weihnachtsfest konnten die Missionäre jedoch in einem neu erbauten, gesündern Hause feiern; seitdem hat das Fieber seltener sich eingestellt. Besondere Schwierigkeiten bot den Missionären die Erlernung der Sprache. Doch haben sie das Manuscript der ersten Bibel bereits zum Drucke eingesandt.

Miscellen.

Die Opfer wilder Thiere in den britischen Besitzungen Vorder- und Hinterindiens. Der hochwürdige Herr Manna (aus dem Mailänder Seminar), Missionär in Ost-Birma, stellt nach den officiellen Acten folgende Zahlen zusammen, die uns die tropischen Länder in einem weniger freundlichen Lichte zeigen.

1. In Britisch-Vorder- und Hinterindien wurden getödtet:

	von Ele- fantem,	Tigern, parden,	Leo- parden,	Bären,	Wölfe,	Gyänen,	and. Raub- thieren,	Schlangen, im ganzen
Menschen	1894: 68	864	371	111	227	26	1226	21 556
	1895: 59	909	315	134	340	28	1319	22 086
Thiere	1894: 82	34 194	33 696	286	6 313	4 877	12 471	4 877
	1895: 153	37 233	32 909	410	8 211	5 005	10 057	6 129

2. Wilde Thiere im Auftrag der Regierung ausgerottet:

	Ele- fantem,	Tiger,	Leo- parden,	Bären,	Wölfe,	Gyänen,	andere Thiere,	Schlangen, im ganzen
1894:	28	1360	4120	1456	2614	935	3496	106 312
1895:	21	1381	4360	1392	3022	972	5123	131 726

Zum Zweck dieser Ausrottung wurden von der Regierung ausgegeben 1894: 115 083 Rupien, 12 Annas und 11 Pies (ungefähr 200 000 Mark), 1895: 120 184 Rupien, 2 Annas und 10 Pies.

In Birma allein betrug die Gesamtsumme der getödteten Menschen 1894: 723 und 1895: 942; der getödteten Stück Vieh 1894: 5332 und 1895: 6112; Zahl der getödteten Raubthiere 1894: 8319 und 1895: 15 203; Kosten der Regierung 1894: 25 096 Rupien, 1895: 15 041 Rupien, 6 Annas.

Diese Zahlen veranschaulichen am besten die ungeheure Menge bössartiger Raubthiere in diesen tropischen Gegenden und zeigen die Gefahren, denen auch die Missionäre sich aussetzen müssen. Da ist es doch bei uns gemüthlicher.

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat August eingegangenen Gaben.

	Mark.		Mark.		Mark.
Für die dürftigsten Missionen:		Von C. M. R. in C.	10.—	Für Loskauf und Unterhalt von Heiden- kindern:	
Von Joseph Schmitt in Fulda	100.—	Von Margar. Urbain, Maraton City, Wis. (2. Gabe)	20.50	„In hon. Ss. cordis Iesu“	25.05
Von Rotar Scholer in Jägingen	80.60	Von Pfarrr Jos. Wigger, Weier, Brühlberg	17.01	Von den Kapuzinern auf Mariahilf-Bajazzo	21.—
Aus Köln	10.—	Durch die Expedition der Gladbacher Volks- zeitung, M. Gladbach	166.40	Aus Luxemburg	21.—
Von G. J. Schönbrunn	5.—	Für die Nothleidenden in Armenien und Mesopotamien:		Durch F. Müller S. J. in Feldkirch	60.—
Von Vicar Leuchter in Stoppenberg	10.—	Von Ungenannten in Eg.	1.—	Von Marg. Urbain, Maraton City, Wis.	20.50
Von Pfarrr Straub in Oberfladion	10.—	Von Ungenannt	7.—	Aus Emsbüren	42.80
Von Pfarrr Rose in Velen	42.—	Von J. N. in S.	20.—	Von Pfarrr Rose in Velen	43.—
Aus Kallern	38.25	Von C. M. R. in C.	10.—	Von J. N. in S.	21.—
Durch Rüder & Co. in Luzern	8.—	Für die Missionen im Orient:		Aus Luxemburg	21.—
Von C. M. R. in C.	15.—	Von Ungenannten in Eg.	4.—	Für Loskauf und Unterhalt von Neger- kindern:	
Von N. Rohrer, Boston, Mass.	4.10	Aus Brückenau	20.—	„In hon. Ss. cordis Iesu“	100.—
Von Joh. Gygauet, Beuthen, O. Schl.	2.—	Von C. M. R. in C.	5.—	Von C. M. R. in C.	10.—
Für nothleidende Missionspriester zur Verfolgung von hl. Messen:		Für die Missionen in Afrika:		Für den Kindheits-Jesu-Verein:	
Von Pfarrr Langenbach in Schöndal	42.—	Aus Innsbruck: „D. Erlöserherz meines Jesu, erbarne dich meiner!“	1.—	Von Ungenannt	18.80
Von Kaplan Lüttich in Ertler	73.70	Von Buchhalter J. in Passau	20.—	Von Pfarrr Banner in Krasnopolje, Rußland	103.20
Von J. Sz. in Sch. bei Esen	20.10	Von Pfarrr Rose in Velen	10.—	Von Decan Weilmann in Kownoje, Rußland	36.55
Von J. N. in S.	20.—	Aus Brückenau	20.—	Von Kaufm. Friedr. Kwiattowski in Kownoje, Rußland	32.25
Von Pfarrr Banner in Krasnopolje, Rußland	161.25	Von Rector Schmitz in Schweiter	10.—	Von C. M. R. in C.	10.—
Von Schloßbeneficiat Kränze in Niederarnbach	10.10	Von C. M. R. in C.	20.—	Für den Bonifatius-Verein:	
Von J. Lüttich, Kaplan an St. Paul, Ertler	33.30	Für die Hingersnoth in Südafrika (Na- maqualand):		Von C. M. R. in C.	100.—
Für die Missionen in China u. Japan:		Von Pfarrr A. B. in St. Trudpert	20.—	Für verschiedene Zwecke:	
Von Pfarrr Hallauer in Sponheim	10.—	Von J. Pftr., Sch.	6.70	Von Pfarrr Stein in Siggan (für Chile)	20.—
Von Pfarrr Geller in Braunweiler	15.—	Von C. L. in L. a/R.	20.—	Von demselben (für Dänemark)	10.—
Von J. N., Gemünden	1.50	Aus Wds.	15.—	Aus Brückenau	20.—
Von Pfarrr Wönig in Freudenberg	30.—	„In hon. B. M. V. sine labo orig. conceptae“	10.—	Von Ungenannt	309.—
Von Pfarrr Frank in Oberassel	5.—	Von Pfarrr Pfeiffelmann, Holzheim	10.—	Von R. A. B. G.	11.—
Von Erzpriester Matern in Braunsberg	83.—	Von Pfarrr Vogt in Hondingen	5.—	Von Fr. E. G.	2.—
Von Pfarrr Gaud in Doberan	10.—	Von A. Hurlinger, Landschut	10.—	Von B. L. in M. i. R.	50.—
Von Decan Fligierski in Konary	3.—	Von R. K. in B.	10.10		
Von Pfarrr Hartmann, Gerdorf	20.—	„Sancta Maria“	80.—		
Von Ungenannten in Eg.	2.—	Von Vicar Müller in Neuenkirchen	3.—		
Aus Brückenau	20.—	Von Pfarrr Straub in Oberfladion	10.—		
Von Pfarrr Stenten in Mäntenheim	2.—	Von A. Probst in Bayerfeld	5.—		
Von Pfarrr Thomas in Grau-Altenhof	10.—	Von Galpau in Zabrze	3.—		
Aus Leipzig	3.—	Durch Rector Barthele in Wimpertberg	25.—		
Von Pfarrr Thelen in Wolsfeld	2.—	„Maria, Zuflucht der Sünder, bitte für uns!“	17.—		
Von C. M. R. in C.	10.—	Von Witthe Zufanger-Gister in Alldorf	16.06		
Von Pfarrr Dücker in Schwabach bei Brühl (Köln)	5.—	Aus Gumbach, Unterfranken	50.—		
Von Ungenannt	2.—	Von Ungenannten in Eg.	1.—		
Von Pfarrr A. Holzberg in Hergarten	37.—	Von Freitradle in von Stabermann in Fulda	5.—		
Für die Missionen in Indien:		Aus Leipzig	3.05		
Von N. N.	992.85	Aus Wilschaffenburg	30.—		
Durch die „Gausblätter“ in Wernsdorf	123.60	Aus Kallern (Schweiz)	2.40		
Von Pfarrr Kempf in Würzburg	15.—	Von Rev. C. J. Geyer, Cheffer, Zil.	8.20		
Von C. L. in L. a/R.	20.—	Für die Jesuitenmissionen am Sambesi (Südafrika):			
Von Ungenannt	11.—	Aus Dietrich	12.—		
Durch Pfarrr Reinwald in Breßlar	100.—	„In hon. B. M. V. sine labo orig. conceptae“	20.—		
Von Pfarrr Klein in Rittingen	40.—	Von C. M. R. in C.	10.—		
„Sancta Maria“	122.—	Für die Auszügigen auf Molokai:	10.—		
Aus Gumbach, Unterfranken	50.—	Von J. N. in S.	10.—		
Von Margar. Urbain, Maraton City, Wis.	20.50	Für die Missionen in Nordamerika:	5.—		
Von Anna Urbain, Maraton City, Wis.	2.—	Von Pfarrr Vogt in Hondingen	5.—		
Von Ungenannten in Eg.	2.—				
Aus Brückenau	20.—				
Von J. N. in S.	9.—				
Von Rector Schmitz in Schweiter	20.—				

Zusammenstellung

der in Nr. 1—12 der „Kathol. Missionen“, Jahrgang 1897, verzeichneten Beiträge:

Eingegangen laut Nr.	1	2	3	4	5	6	7 u. 8	9 u. 10	11 u. 12
M.	5 214.45	9 702.46	27 092.67	15 113.51	9 610.81	10 044.03	4 981.79	5 210.62	12 343.14

Summa: M. 99 313.48

worüber Quittungen im gleichen Betrage vor-
liegen.

Freiburg im Breisgau, 15. September 1897.

Adolph Streber,

Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **Adolph Streber**, Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung zu Freiburg im Breisgau.
Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: **H. Herder, Verlag**, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: **Josef Grail**, Wien (Böhmen).
Zuschriften an die Redaction und Missionsgaben sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionschluss und Ausgabe: 14. August 1897.

Der Abdruck der Aufsätze aus den „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, ferner der Nachrichten nur mit Quellen-Angabe erwünscht.

B. HERDER, 17 South Broadway, ST. LOUIS, Mo.

Die katholischen Missionen.

Beilage für die Jugend.

Nr. 1.

26. Jahrgang.

October 1897.

Die Schiffbrüchigen.

(Eine Erzählung für die Jugend.)



Vor der Mündung des Flusses von Canton liegt ein Gewirre kleinerer und größerer Inseln. Ihres vortrefflichen Hafens wegen ist die wichtigste von allen Hongkong; deshalb haben die Engländer schon vor einem halben Jahrhundert dieses Eiland besetzt und die Chinesen gezwungen, es ihnen auf ewige Zeiten abzutreten.

Als die Engländer ihre Flagge auf Hongkong aufpflanzten, war es weiter nichts als ein unfruchtbares, von armen Fischern bewohntes Felseneiland. Jetzt sind die sumpfigen und ungesunden Niederungen trocken gelegt. Waldbige Höhen wechseln mit grasigen Hängen, mit Gärten und Landhäusern. Anmuthige Fischerdörfer bergen sich im Schatten großer Bäume. Im Norden der Insel wurde die Hauptstadt Victoria angelegt. Stufenförmig steigen die Zeilen ihrer Häuser und Prachtbauten den Felsenhügel hinan. Stattliche Quais, breite, von Bäumen beschattete Straßen mit Trottoirs und Säulenhallen, Kirchen, Kasernen, Theater, Spitäler, Hotels, Kaufläden mit riesigen Schaufenstern versehen den Besucher in die Großstädte Europas zurück und würden ihn fast vergessen lassen, daß er sich an der Grenze Chinas und unter tropischem Himmel befindet, wenn nicht neben den christlichen Kirchen manche verschörkelte Pagode aufragte und in den Straßen viel mehr chinesisch als englisch geredet würde.

In dieser großen Hafenstadt haben fast alle katholischen Missionsgesellschaften, welche an der Befehrung Chinas arbeiten, ihre Niederlassungen. Da können sich die aus Europa ankommenden Glaubensboten von der weiten Reise etwas ausruhen, ehe sie in das eigentliche China eindringen, und eine günstige Fahrgelegenheit abwarten. In diesen Missionshäusern wohnt auch der Procurator oder Schaffner der Missionen, der den Glaubensboten für die bei uns gesammelten Almosen den nöthigsten Bedarf an Kleidern, Meßgewändern, Altargeräthen, Büchern und auch an chinesischem Gelde übermittelt; sie werden deshalb Procuren oder Schaffnerhäuser genannt.

In jedem derselben werden wir gastliche Aufnahme finden. Aber wir thun doch am besten, in das große und schöne Colleg des heiligen Erlösers zu gehen, das die Missionäre aus Mailand hier gegründet haben, welchen der Heilige Vater die Mission von Hongkong, von den umliegenden Inseln und dem nahen Küstenstriche des chinesischen Festlandes anvertraut hat. In diesem Colleg werden meine jungen Freunde Altersgenossen finden, sowohl Knaben europäischer Eltern, namentlich junge Engländer und Irländer, deren Väter sich als Beamte oder Kaufleute in chinesischen Hafenstädten niedergelassen haben, als junge Chinesen, welche von den Missionären an Kindes Statt angenommen und zu Katecheten und Priestern herangebildet werden. Die beiden stattlichen Thürme der katholischen Kathedrale, die in italienischem Stile erbaut ist, zeigen uns vom Hafen aus schon die Richtung, die wir ein-

zuschlagen haben, wenn wir das Colleg besuchen wollen. Und wir dürfen überzeugt sein, daß der alte italienische Bruder Pförtner mit den schneeweißen Kraushaaren und den kohlschwarzen Augen uns gerne öffnet und den Garten und den Spielplatz zeigt, auf welchem blondhaarige europäische Knaben mit bezopften Chinesen brüderlich zusammen Schlagball spielen. Wenn er in sehr guter Laune ist und Zeit dazu hat, erzählt uns Bruder Onufrio — so heißt der Pförtner — auch eine schöne Geschichte aus seinen Erlebnissen im Colleg des heiligen Erlösers; denn er ist seit dessen Gründung in demselben thätig und hat in den 40 Jahren manches erlebt. Da ist z. B. die sehr merkwürdige Geschichte des kleinen Irländers Willy Brown, dessen Vater ein Schiffskapitän war, und seines Freundes, des chinesischen Findelkinds Joseph. Sie eignete sich in dem ersten Jahre seines Aufenthaltes auf Hongkong, und wir wollen dieselbe etwas ausführlicher erzählen, als das der alte Bruder Onufrio bei einem kurzen Besuche thun könnte. Er beginnt die Geschichte gewöhnlich mit dem Tage, da man das Kreuz auf die beiden Thürme der Kathedrale setzte, und unterläßt es nicht, uns zu schildern, wie sauer es den Missionären wurde, das prächtige Gotteshaus mit seinen Säulen und Pilastern aufzuführen. Mit diesem Feste wollen also auch wir unsere Erzählung beginnen.

1. Zwei junge Freunde.

Wenige Tage vor dem chinesischen Neujahrsfest 1858 waren die Arbeiten an der neuen herrlichen Kirche des heiligen Erlösers so weit gediehen, daß man die großen vergoldeten Kreuze auf die Thurmspitzen einsetzen konnte. An starken Seilen befestigt, standen sie am Fuße der hohen Gerüste, und rings im Halbkreise hatten sich die Missionäre, die Zöglinge und die Arbeiter aufgestellt. Der apostolische Präfect hatte mit Stola und Chormantel bekleidet feierlich die Einsegnung der Kreuze vorgenommen, und die beiden jüngsten Zöglinge, der blonde Irländer Willy Brown und der kleine Chinese Joseph, hatten ihm dabei in hübschen Chorhemden Weihwedel und Weihwasser gereicht. Jetzt zogen, auf einen Wink des Präfecten, die Arbeitsleute die Laine an, und funkelnd stiegen die Kreuze in die Höhe, während die Zöglinge mit ihren hellen Knabenstimmen den herrlichen Kreuzhymnus anstimmten:

„Des Königs Banner weht voran,
Hell leuchtend steigt das Kreuz hinan,
Woran das Leben Tod erlitt
Und Leben durch den Tod erstritt.“

Als dann die Kreuze auf den Spitzen der beiden Kuppelthürme befestigt waren, hielt der apostolische Präfect noch eine schöne Rede, in der er unter anderem sagte: „Jetzt strahlt das Zeichen des Erlösers über Hongkong hin und ist von allen Schiffen sichtbar, die in den Hafen kommen.“

Von allen den schönen und ergreifenden Worten, die der Obere der Missionäre bei dieser Gelegenheit sprach, hatte der kleine Willy gerade diese am besten behalten, und als die Feier nun vorbei war und der apostolische Präfect die Kirchengewänder abgelegt hatte, fragte der kleine Ministrant den P. Somazzo:

„Pater Somazzo, der apostolische Präfect hat gesagt, man könne von allen Schiffen im Hafen die Kreuze sehen. Kann man denn auch von den Kreuzen aus alle Schiffe sehen, die im Hafen sind?“

„Gewiß, Willy,“ antwortete dieser. „Alle Schiffe und alle Straßen und Plätze der ganzen Stadt und alle Hügel im Umkreise, von denen aus die Kreuze sichtbar sind, kann man auch von den Kreuzen aus erblicken.“

„O Pater, dann erlauben Sie mir, gleich einmal hinaufzuklettern! Es ist gar nicht gefährlich. Die Leitern auf den Gerüsten sind festgebunden und die Gerüste sind so stark, daß sie ja die großen Leute tragen. Mein Freund, der Chineser, ist gestern in der Erholung bis fast ganz hinauf geklettert und wäre leicht auf die Spitze gekommen, wenn ihn nicht der P. Präfect vom Fenster aus gesehen und herabgerufen hätte; Pater, machen Sie nicht ein so finsternes Gesicht, sondern erlauben Sie es mir. Ich möchte so gerne sehen, ob das Schiff meines Vaters angekommen ist. Er hat ja geschrieben, er werde vor dem Neujahrsfeste von Canton aus hierhin kommen, und ich kenne das Schiff, den ‚Sanct-Georg‘, auf den ersten Blick an dem goldenen Bilde des heiligen Ritters Georg mit dem Drachen, der seinen Bug schmückt. Bitte, bitte, Pater!“

Aber P. Somazzo schüttelte seinen Kopf und sagte: „Die Schiffe sind viel zu weit entfernt, als daß man ihre Bugbilder erkennen könnte. Zudem ist es viel zu gefährlich. Du könntest schwindelig werden und herabstürzen, und was würde dann dein Vater sagen, wenn er ankäme und dich als Leiche oder doch mit gebrochenen Beinen fände?“

„Ach was, Pater! Ich bin nicht schwindelig! Ich bin auf dem Schiffe meines Vaters oft die Wanten hinauf bis in den Mastkorb und noch höher bis zur obersten Rahe geklettert. Und dann werde ich das Schiff auch an seiner Takelung erkennen. Nicht wahr, Pater, ich darf hinauf? Jetzt gleich?“

Der Lehrer sah den Kleinen ernsthaft an und erhob verweisend seinen Finger. „Willy,“ sagte er, „willst du wieder einmal deinen trohigen Willen durchsetzen? Wie oft habe ich dir schon gesagt, daß das nicht taugt? Nein, jetzt gehst du mir unter keinen Umständen hinauf! Ich will nicht hoffen, daß du ungehorsam bist; sonst müßte ich dich empfindlich strafen, und das thäte mir sehr leid.“

Damit ließ P. Somazzo den Kleinen stehen und folgte den andern Missionären ins Haus hinein. Willy schaute ihm halb erschrocken, halb trohig nach, setzte dann seine Mütze mit einem ärgerlichen, halblauten Ausruf auf sein gelbes Kraushaar und sagte vor sich hin, das Auge auf das funkelnde Kreuz gerichtet: „Und ich steige doch hinauf! Mag er mich strafen, wenn er mich kriegt!“

Mit diesem gewiß nicht lobenswerthen Entschluß suchte Willy seinen Freund, den kleinen Chinesen, auf. Willy Brown war sonst kein böser Knabe; aber er hatte seinen eigenen Sinn und ließ sich nicht gern etwas verbieten, von dem er nicht einsah, weshalb man es ihm nicht gestatten wolle. Er war von Geburt ein Irländer und mehr Freiheit gewöhnt, als die italienischen Lehrer ihren Zöglingen in Hongkong gestatteten. Nur ungern hatte er sich der etwas strengen Ordnung gefügt. Sonst war man mit seinem Betragen und seinem Fleiße sehr zufrieden. Aber den Eigensinn meinte sein Lehrer brechen zu müssen; daher befahl oder verbot

er dem Knaben manchmal etwas, das er ihm sonst wohl erlaubt hätte. Allein die Begierde, nach dem ersehnten Schiffe des Vaters auszuspähen, war in Willys Herz zu heftig entbrannt, und andererseits schien ihm wirklich die Besteigung der Thurmgerüste so ganz gefahrlos, daß er das Verbot als eine Tyrannei betrachtete und den Entschluß faßte, dasselbe zu übertreten. Wohl sagte ihm sein Gewissen, Ungehorsam sei sündhaft; aber die Versuchung war diesmal zu heftig.

Willy suchte also seinen Kameraden, den kleinen Chinesen, auf. Beide waren etwa 12 Jahre alt und sollten nach einigen Monaten zusammen die erste heilige Communion empfangen. Der Chineser war aber kleiner und schwächlicher als der für sein Alter ziemlich große und kräftige Willy. Er war ein Findelkind; d. h. seine Eltern hatten ihn, wie es viele chinesische Eltern thun, als kleines Kind auf die Straße hinaus geworfen und so dem Tode geweiht. Obgleich nämlich auch die heidnische Religion der Chinesen das verbietet, sind doch manche so herzlos gegen ihre eigenen Kinder. Beinahe wäre auch er von Hunden und Schweinen getödtet worden, wenn es nicht der liebe Gott gefügt hätte, daß Barmherzige Schwestern, welche die ausgelegten Kinder aufsuchten, ihn gefunden und mit in das Waisenhaus genommen hätten. Da hatte das Knäblein die große Gnade, die heilige Taufe zu empfangen, und der kleine Joseph — so wurde er in der Taufe genannt — wuchs heran, und da er mit den Jahren Begabung zeigte, kam er in die Schule und war jetzt von den Missionären in das Colleg herübergenommen worden. Denn sie wollten ihn zu einem tüchtigen Gehilfen und vielleicht gar zu einem Priester heranziehen, wenn ihn Gott zu diesem Stande beriefe.

Das war also der kleine Chineser Joseph, den Willy aufsuchte. So unähnlich sie waren, so gut konnten sie sich leiden, und die schwarzen, etwas schief gestellten Augen bligten freudig aus dem olivengelben Gesicht, als Joseph die Stimme seines rothwangigen und blaubäugigen Kameraden hörte.

„Hallo, Peppo!“ sagte dieser; denn die italienischen Missionäre pflegten statt Joseph in ihrer Sprache das vertrauliche „Peppo“ zu gebrauchen. „Geschwind, komm mit mir hinter diesen Kameliengbüsch, daß uns der P. Somazzo nicht sehen kann.“

„Aber weshalb soll er uns nicht sehen? Du willst doch nichts Unrechtes?“ sagte zögernd der Chineser.

„Ach was — Unrechtes! Einen Streich will ich ihm spielen — dem Tyrannen, und das ist nichts Unrechtes, sage ich. Es ist doch nichts Unrechtes, wenn ich nach dem Schiffe meines Vaters ausschau? Komm jetzt, oder ich ziehe dich an deinem Zopfe, wie es der unartige Fred that, bevor ich dich in meinen Schutz nahm.“

Joseph ging also mit seinem Beschützer hinter den Kameliengbüsch und hörte dessen Plan. Aber er mißbilligte ihn, indem er sagte: „Thue es nicht, Willy; es wäre Ungehorsam, und du weißt, daß Ungehorsam gegen das vierte Gebot Gottes ist.“

„Das vierte Gebot Gottes gebietet mir aber auch, meinen Vater zu lieben. Und aus Liebe zu meinem Vater will ich auf den Thurm hinaufklettern, um sein Schiff zu sehen. Das kann also nicht gegen das vierte Gebot sein,“ sagte der kleine Sophist.

„Ich glaube doch, Willy,“ entgegnete sein Kamerad, dem dieser Trugschluß nicht einleuchtete. „Es ist doch gegen das vierte Gebot, weil es der Pater verboten hat. Ueberdies wird P. Somazzo sehr ungehalten sein, wenn du es thust. Er wird uns eine gesalzene Strafe geben! Denke nur, daß übermorgen das chinesische Neujahrsfest ist und daß wir dann am Abende nach dem Marktplatz und dem Hafen gehen dürfen, um die Beleuchtung und das

Feuerwerk und das große Puppentheater zu sehen, wenn wir uns brav halten. Du hast in deinem Leben nie so etwas Schönes gesehen: grüne, rothe, gelbe, blaue Laternen und dann die Schwärmer und Raketen! Wie würdest du dich grämen, wenn wir zur Strafe zu Hause bleiben müßten, während unsere Kameraden zum Puppentheater gehen!"

Beinahe hätte diese Erwägung Willy zum Gehorsam bewogen. Aber er hatte es sich nun einmal in seinem eigensinnigen Kopfe vorgenommen, den Thurm zu besteigen. So trat er trotzig mit dem Fuße auf den Boden und sagte: „Einerlei! P. Somazzo wird mich übrigens nicht erwischen. Und wenn er mich auch erwischt, so werde ich dich doch nicht verrathen. Du mußt mir nur über die Mauer helfen; dann besteige ich das Gerüst von der andern Seite des Thurmes, wo er mich vom Hause aus nicht sehen kann. Voran, Peppo, wenn du mein Freund bleiben willst!"

Ungern fügte sich der kleine Chineser dem Willen seines Kameraden. Er hatte dabei wohl die Empfindung, daß es unrecht sei, zu einem Ungehorsam die helfende Hand zu bieten. Aber seinen besten Freund, der ihn so oft gegen die Neckereien anderer Mitschüler verteidigt hatte, wollte er doch nicht verlieren und that so, was er ganz richtig als eine „fremde Sünde" erkannte. Er schlich sich mit seinem Freunde zwischen den Büschen durch nach der Gartenmauer und half Willy dieselbe ersteigen. Als der kleine Irländer sich auf ihre Krönung geschwungen hatte, sagte er ihm noch: „Willy, thue es lieber nicht und komm herunter!"

„Unsinn, Peppo," antwortete dieser und ließ sich auf der andern Seite hinabgleiten.

„Willy! — er hört mich nicht! Ich wollte, ich hätte es nicht gethan!" klagte der kleine Chineser und schlich sich mit unruhigem Gewissen zu seinen Kameraden zurück.

2. Eine Trauerbotschaft.

Wenige Minuten nachdem der kleine Willy mit Hilfe seines chinesischen Kameraden über die Gartenmauer gestiegen war, rief die Hausschelle den alten Bruder Onufrio an die Pforte. Ein Fremder, dessen Mütze mit dem goldenen Anker sofort den Seemann erkennen ließ, fragte den Bruder, der das Fensterchen in der Thüre öffnete, ob sich unter den Zöglingen nicht ein junger Irländer Namens William Brown befinde.

„Gewiß, der kleine Willy, unser Liebling," rief Bruder Onufrio freudig. „Und Sie sind wahrscheinlich sein Vater? Er hat schon all diese Tage von nichts als von Ihrer Ankunft geredet. Wie er sich freuen wird! Treten Sie ein, Herr Kapitän! Sogleich will ich Ihre Ankunft dem Vater Präfecten melden und den Knaben herbeirufen."

Mit diesen Worten ließ der gute alte Bruder den Kapitän in das kleine Empfangszimmer neben der Pforte treten und wollte sich rasch entfernen, um Willy zu holen. Der Fremde hielt ihn aber noch einen Augenblick zurück und sagte: „Hm, meine Ankunft dürfte dem Kleinen doch nicht ganz so angenehm sein. Ich bin nämlich nicht sein Vater, sondern sein Vormund. Sein Vater ist die letzte Woche ziemlich plötzlich gestorben."

„O weh! und der arme Junge hat noch keine Ahnung davon!" jammerte der Bruder. „Da will ich erst den Vater Präfect allein rufen; der muß ihn auf diese traurige Nachricht etwas vorbereiten. Nur einen Augenblick Geduld! P. Somazzo wird sofort hier sein."

Der Kapitän schaute dem Greise finster nach, als dieser das Zimmer verließ. Dann brummte er vor sich hin: „Vorbereiten! Als ob eine solche Nachricht einem gesunden Knaben Schaden

könnte! Und wenn es ihn auch zu Tode erschreckte — der Schaden wäre wahrlich nicht so groß! Dann wäre ich der Erbe seines gar nicht geringen Vermögens, das ich jetzt nur verwalten muß, während mich meine Gläubiger fast zur Verzweiflung treiben. Hätte sein Vater mir wenigstens die lumpigen 1000 Pfund (20 000 Mark) gegeben, um die ich ihn vor seinem Tode bat! Man wird in Melbourne unser Schiff mit Beschlagnahme belegt. Freilich gehört der ‚Sanct-Georg' eigentlich nicht mir, sondern meinem Mündel. Wenn ich nur sonst wüßte, wie mich aus der Klemme ziehen. Nun, glücklicherweise ist es mir gelungen, nach dem Tode meines Bruders die Rechnungsbücher zu beseitigen. Und vielleicht gelingt mir noch mehr, wenn ich einmal den Knaben in meiner Gewalt habe."

Solche verbrecherische Gedanken kreuzten sich in dem Kopfe des Kapitäns, während er mit finsterner Miene in dem kleinen Empfangszimmer auf und ab ging. John Brown hatte wie sein älterer Bruder Georg, Willys Vater, von seinen Eltern, welche in Dublin wohnten, ein bedeutendes Vermögen geerbt. Georg, der sich zum Seemann ausgebildet hatte, erwarb ein schönes Kauffahrteischiff und verdoppelte in kurzer Zeit durch glückliche Fahrten in den indischen und chinesischen Gewässern seine Habe. Dann vermählte er sich in Hongkong mit einem braven katholischen Mädchen, welches die Mutter unseres Willy wurde. Leider starb dieselbe, als der Knabe kaum acht Jahre alt war, und der Bitte der Sterbenden entsprechend wurde Willy den Missionären im Colleg des heiligen Erlösers zur Erziehung übergeben. Nur selten konnte der Vater auf seinen Fahrten längere Zeit im Hafen von Hongkong vor Anker gehen; aber jedesmal, wenn er Willy besuchte, hatte ihm dessen Lehrer von den Fortschritten und dem Betragen des Knaben Erfreuliches zu melden. Willy war so gerne bei seinen Lehrern und Kameraden in Hongkong, daß er den Vater bat, ihn nicht in eine größere Erziehungsanstalt nach Europa zu schicken, was Georg Brown anfangs vorhatte. Auch hatte der Kapitän in Hongkong mehr Gelegenheit, von Zeit zu Zeit seinen Knaben zu sehen. Manchmal nahm er ihn zu einer kurzen Ferienfahrt mit aufs Schiff, wenn er nur nach den nahen Häfen von Canton oder Malacca steuerte. Eine solche Fahrt hatte Willy auch jetzt erhofft, da er den Vater von einer weiten Seereise aus Europa zurück erwartete.

Aber statt des Vaters kam der Oheim, den er in seinem Leben nie gesehen, ja von dem er nicht einmal gehört hatte, und brachte die Trauerkunde, daß der Vater todt und im Meere begraben sei! Der Oheim, John Brown, hatte ein ganz anderes Leben hinter sich als sein älterer Bruder Georg. Hang zum Leichtsinne und der Umgang mit schlechten Kameraden hatten ihn in kurzer Zeit in Schulden und schließlich in Schande und an den Rand des gänzlichen Verderbens gebracht. Wiederholt hatte ihm Georg brüderlich geholfen, dessen Schulden bezahlt und selbst gefälschte Wechsel eingelöst, um ihn vor Gefängniß zu bewahren. Aber schließlich waren die Summen so groß, daß Georg sein ganzes Vermögen für den Bruder hätte opfern müssen, und das durfte er um seines Sohnes willen nicht thun. Gerade bei Georgs letzter Anwesenheit in Dublin hatte sich John wieder in Handel verwickelt, die ihn mit gerechter Furcht vor dem Strafrichter erfüllten. Um den Gerichten zu entgehen, bat er den Bruder, daß er ihn an Bord seines Schiffes nehme, heilig und theuer versprechend, nun endlich ein anderes Leben zu beginnen. Schweren Herzens nahm ihn Georg mit; es sollte, wie wir gehört haben, seine letzte Fahrt sein.

John war an dem Tode seines Bruders unschuldig — wenigstens glaubten das die Offiziere und Matrosen des „Sanct-Georg".

Aber der Tod kam ihm sehr gelegen. Er machte ihn zum Verwalter des Vermögens, das der Verstorbene seinem Söhnchen hinterließ, und gleich bei der Landung in Hongkong hatte er sich von den Behörden als Vormund des kleinen Willy bestätigen lassen. Jetzt war er gekommen, um den Knaben zu sich auf das Schiff zu nehmen, und er sahn, während er finster in dem kleinen Empfangszimmer auf und ab ging, auf einen Vorwand, der die Wegnahme des Knaben aus der Anstalt mitten im Schuljahre entschuldigen mochte.

In der Thüre erschien jetzt P. Somazzo und begrüßte den Fremden höflich, aber mit einiger Zurückhaltung. „Sie sind der Bruder des verehrten Kapitän Brown, des Vaters unseres lieben Willy?“ begann der Priester, aufmerksam die finstern Züge des Mannes betrachtend. „Hm,“ dachte er bei sich, „eine gewisse Ähnlichkeit ist nicht zu läugnen. Aber das offene und ehrliche Wesen des Kapitäns vermiße ich in diesem Gesichte.“

„Ich bin der jüngere Bruder des Kapitäns, der Ihnen seinen Sohn anvertraute, dessen Vormund ich jetzt bin. Denn Georg ist leider gestorben, wie Ihnen der Pförtner vielleicht mitgetheilt hat,“ sagte der Mann mit einer steifen Verbeugung. „Wie geht es meinem Neffen? Sind Sie zufrieden mit ihm? Ist er in der Schule so weit, daß er eine Handlungs- oder See-Schule besuchen kann?“

„Wir sind mit Willy sehr zufrieden,“ antwortete P. Somazzo und bat den Fremden, Platz zu nehmen. „Er ist ein gutes, frommes Kind, nur manchmal etwas eigenwillig und eines tollten Streiches fähig. Gerade jetzt hat er sich eines Ungehorsams schuldig gemacht, der ihm eine tüchtige Strafe zuziehen würde, wenn wir ihm nicht den Tod seines lieben Vaters mittheilen müßten. Das schließt natürlich in diesem Augenblicke den Gedanken an eine harte Behandlung des armen Knaben aus.“

„Und was war denn das für ein Streich, den mein Neffe eben jetzt verübte?“

„O so schlimm ist es nicht — er kletterte ohne Erlaubniß oder vielmehr trotz eines ausdrücklichen Verbotes auf die Thurmgerüste. Freilich that er es — und das mag ihn etwas entschuldigen — aus Liebe zu seinem Vater und um nach dessen Schiff —“

„So nachlässig wird in Ihrer Anstalt die Aufsicht über die jungen Leute gehandhabt?“ unterbrach hier stürmisch der Kapitän den Vater Präfect. „Am hellen Tage gelingt es ihren Zöglingen, die Thurmgerüste zu erklettern, ohne daß es verhindert wird! Wenn nun mein Neffe, für dessen Wohl ich als Vormund zu sorgen habe, abgestürzt wäre und seinen Tod gefunden hätte oder doch ein Krüppel geworden wäre? Mein Herr, das bestimmt mich, meinen Neffen sofort aus Ihrer Anstalt wegzunehmen.“

„Herr Brown, bevor ich den Knaben Ihnen übergebe, müssen Sie sich als dessen Vormund ausweisen. Und dann gebe ich Ihnen zu bedenken, daß Sie durch einen so raschen und mit Rücksicht auf die Veranlassung unbegründeten Schritt sicherlich nicht nach der Absicht Ihres seligen Bruders, und auch nicht zum Besten Ihres Neffen handeln, der sehr gern bei uns ist und der weder Seemann noch Handelsmann werden will, soviel mir bekannt ist.“ P. Somazzo hatte diese Worte mit Ruhe und Festigkeit, aber auch nicht ohne Entrüstung gesprochen. Denn er fing an, seinen Besucher zu durchschauen, und bedauerte im tiefsten Herzen, daß Willy in die Gewalt eines solchen Mannes kommen sollte.

Kapitän Brown warf dem Priester einen bösen Blick zu und sagte höhnisch: „So? weder Seemann noch Handelsmann soll

mein Mündel werden? Etwa Priester in Ihrer Genossenschaft? Damit Sie das nicht unbedeutende Vermögen erben, welches ihm sein Vater hinterließ? O blicken Sie nur nicht so entrüstet — derartige heilige Absichten sind nicht so unerhört. Nun, das ist ein neuer Grund, den Knaben Ihrem Einflusse zu entziehen. Hier ist die amtliche Bescheinigung, die mich zu Willys Vormund bestellt. Und daraufhin verlange ich, daß der Knabe mir sofort übergeben werde.“

P. Somazzo besah die Bescheinigung. Sie war rechtskräftig ausgestellt. Er sah keine Möglichkeit, das Verlangen des Mannes abzuweisen. Umsonst bat er, den Knaben bis zum folgenden Tage behalten zu dürfen, um ihn über den Tod des Vaters etwas zu trösten. John Brown bestand auf seinem Willen. So mußte Willy gerufen und seinem Vormund übergeben werden.

Aufs höchste erschrocken und mit Thränen in den Augen betrat Willy an der Hand Bruder Onufrios das Empfangszimmer.

„Ich will nicht fort, ich gehe nicht fort,“ jammerte er und klammerte sich an das Gewand des Vater Präfecten. „P. Somazzo, schicken Sie diesen bösen Mann fort, der sagt, er sei mein Oheim und mein Vater sei gestorben! Er lügt! Ich habe keinen Oheim, mein Vater hat mir nie von einem Oheim geredet. Und jetzt nur, was dieser Mann für böse Augen hat. Ich mag und will nicht mit ihm gehen!“

So eiferte Willy, und P. Somazzo hatte alle Mühe, den Knaben auch nur etwas zu beruhigen. „Weiß Gott, ich wollte dich gerne hier behalten, mein Kind,“ sagte der gute Priester. „Aber dein Oheim — der Herr Kapitän ist doch dein Oheim, auch wenn du ihn nie gesehen und von deinem Vater nie etwas von ihm gehört hast —, dein Oheim hat jetzt über dich zu befehlen und du schuldest ihm Gehorsam in allem, was keine Sünde ist. Geh also gehorsam mit ihm, und Gott und sein heiliger Engel mögen dich begleiten. Wir wollen für dich zur lieben Mutter Gottes beten, und ich hoffe, sie werde dich uns wohlbehalten wieder bringen, vielleicht eher, als du auch nur denkst.“

Mit diesen Worten besprengte der Vater den Knaben segnend mit heiligem Weihwasser und übergab ihn dann dem Kapitän mit den Worten: „Mein Herr, nur gezwungen übergebe ich Ihnen diesen Knaben. Er ist gut und unschuldig. Bedenken Sie, daß Sie von jetzt an Gott für seine Seele verantwortlich sind!“

Kapitän Brown murmelte etwas Unverständliches und suchte dem Auftritte, der ihm peinlich wurde, ein Ende zu machen. Er faßte also Willy beim Arme, machte eine steife Verbeugung und schritt der Thüre zu, die ihm P. Somazzo öffnete. Vor derselben hatten sich aber auf die Kunde, daß der kleine Willy aus der Anstalt abgeholt werde, die meisten seiner Kameraden versammelt, und es flossen noch viele Thränen, bis endlich die Hausthüre geöffnet war.

Im letzten Augenblicke kam auch noch Peppo, der kleine Chinese, athemlos herbeigeflüzt: „O Willy, Willy!“ rief er. „Nie, nie werde ich vergessen, wie gut du mir warst. Wer wird mich jetzt beschützen, wenn die andern mich necken und plagen?“

„Ach, sie haben dich doch alle gern,“ antwortete Willy. „Aber mich, wer wird mich schützen, in der Gewalt dieses bösen Mannes?“ Die letzten Worte sagte er leise seinem Freunde ins Ohr, während er ihn zum Abschiede umarmte.

„Der heilige Schutzengel! Wir werden für dich beten,“ antwortete Peppo.

„Voran, Neffe! Ich habe keine Lust, länger hier zu bleiben!“ drängte der Kapitän, und einen Augenblick später hatten sie das Colleg des heiligen Erlösers verlassen. (Fortsetzung folgt.)